

Der schwierige Umgang mit der Kategorie "gender" - Geschichtsdidaktische Reflexionen zu einer "universalen" Kategorie des Geschichtsunterrichts

Das Leben in zunehmend von Globalisierungsprozessen geprägten pluralistischen Gesellschaften fordert in gesteigertem Maße von ihren Mitgliedern Kompetenzen zur Unterscheidung von Phänomenen, die - zumindest im Hinblick auf die Dauer der Menschheitsgeschichte - als unveränderliche Konstanten gelten können, und anderen, die dem historisch-gesellschaftlichen Wandel unterliegen, veränderbar sind und somit als Konstrukte menschlichen Denkens, Handelns und Verantwortens zu verstehen sind. Eine historische Bildung, die auf aufgeklärten Grundlagen beruht und sich an modernen wissenschaftlichen Rationalitätsstandards orientiert, muss zweifellos als ein zentraler Bereich der Entfaltung jenes für demokratische und pluralistische Gesellschaften unverzichtbaren Unterscheidungsvermögens angesehen werden: Die Auseinandersetzung mit Historie kann (nicht nur) Heranwachsende in besonderer Weise darin schulen, die milieu- und zeitspezifisch gegebenen Selbstverständlichkeiten und "Eigenheiten" ihres Weltverständnisses als spezifische und unter bestimmten historischen Bedingungen entstandene Varianten neben anderen zu erkennen und einzuordnen und somit eine wesentliche Grundlage für tolerant-selbstreflexive Einstellungen und multiple soziale Perspektivierungen zu erwerben.

Je komplexer und unübersichtlicher gesellschaftliche Verhältnisse und sozialer Wandel für den einzelnen sich darstellen, desto verführerischer erscheinen die unterschiedlichsten Konzepte der Komplexitätsreduktion in der Wahrnehmung der sozialen Welt. Eines der besonders verhängnisvollen darunter, das hat das 20. Jahrhundert hinlänglich gezeigt, besteht darin, gegebene oder erwünschte soziale Ordnungsvorstellungen mit "Natur"-Konstanten zu legitimieren, die bestimmte Varianten der sozialen Ungleichheit deterministisch festzuschreiben: Dies ist beispielsweise in vielen Formen des Rassismus, aber auch in zahlreichen Konzepten der "Geschlechterordnung" gegeben. Solche Denkmotive wirken unter anderem deshalb für viele entlastend, weil sie scheinbar "wissenschaftlich" oder "natürlich" begründet sind und es damit ihren AnhängerInnen nicht nur erlauben, sich von sozialer und moralischer Verantwortung zu distanzieren, sondern auch wirksam gegen die Einsicht zu immunisieren, wie

sehr sich die vorgebliche "natürliche Ordnung" gerade mit ihren speziellen Interessen, Wunschvorstellungen und Ängsten deckt. Aktuelle Studien zu rechtsextremen Einstellungen geben davon ein beredtes Zeugnis.¹

Die Kategorie "gender", die sich auf die gesellschaftlich relevanten Interpretationen der biologisch gegebenen Geschlechtsunterschiede (im Englischen "sex") bezieht und sie als "soziales Geschlecht" von einem biologisch-psychophysischen bzw. "natürlichen" unterscheidet,² ist im Wesentlichen aus dem Kampf der Frauenbewegung für die Emanzipation der Frauen und die Gleichberechtigung der Geschlechter hervorgegangen. Die Forderung nach politischer, sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Gleichstellung der Frau im Sinne der "allgemeinen" Menschen- und Bürgerrechte hatte seit dem 18. Jahrhundert und verstärkt seit dem 19. Jahrhundert mit einschlägigen "Natur"-Konzepten ("natürliches Wesen" der Frau und des Mannes, aber auch: Frau als "Natur" vs. Mann als "Kultur" und "Geschichte") zu kämpfen, die als ideologische Verschleierung eines "männlichen" (aber keineswegs nur von Männern und auch nicht von allen Männern geteilten) Dominanz- und Machtanspruchs fungierten und in dieser Funktion erkannt und bekämpft werden mussten - nicht zuletzt auch im Selbstverständnis vieler Mädchen und Frauen.

Die neue Frauenbewegung, die sich in den frühen 70er Jahren formierte und in die umfassenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse der westlichen Industriestaaten mit ihrer starken Betonung von Bildung und Erziehung eingebunden war, übte auch an der schulischen Erziehung im Allgemeinen wie auch am Geschichtsunterricht im Speziellen Kritik und warf diesem insbesondere vor, explizit und implizit geschlechterbezogene Leitbilder zu vermitteln, die den Ansprüchen der Frauenemanzipation und eines demokratischen Geschlechterverhältnisses kaum entsprächen. Eine Historie, so lautete häufig die Kritik, die primär die Macht-Geschichte eines Nationalstaates als Fortgang von Innen- und Außenpolitik, Kriegen und Verträgen erzählt und die Geschichte des Alltags negiert, in der nahezu ausschließlich männliche Akteure als "geschichtsmächtige" Leistungsträger auftreten und Frauen mit ihrer spezifischen historischen Erfahrung fehlten, in der auch der politische und gesellschaftliche Kampf von Frauen um Gleichberechtigung ausgespart blieb, eine solche Narratio konnte schwerlich eine demokratische, auf Gleichberechtigung fußende Einstellung zu Frauen fördern und ein aufgeklärtes Verständnis der Geschlechtsrollen als historisch variable Konstrukte anbahnen. Im Ausschluss der Frauengeschichte aus der Historie erblickte man nicht nur eine Verletzung von historisch gewendeten Gleichberechtigungspostulaten, sondern auch eine ideologische Reproduktion des traditionellen Ideologems, das "die Frauen" bzw. "das Weibliche" der "Na-

¹ Vgl. z. B. Pfahl-Traugber 1999, Schubarth, Wilfried/Stöss, Richard 2000.

² Vgl. auch Hagemann-White 1984.

tur" und damit der Sphäre der "Geschichtslosigkeit" zuordnete,¹ während die Heranwachsenden doch lernen sollten, "Kultur" und "Geschichte" einer- und "Natur" andererseits bezüglich der Geschlechterrollen präzise zu unterscheiden.

Heute herrscht, was die deutsche Geschichtsdidaktik in theoretischer und praktischer Hinsicht anlangt, weitest gehende Übereinstimmung darin, dass Frauen- bzw. Geschlechtergeschichte im Geschichtsunterricht nicht fehlen dürfe, und aktuelle Curricula, Schulbücher und Praxisvorschläge "berücksichtigen" in aller Regel "frauengeschichtliche" bzw. "geschlechtergeschichtliche Aspekte", - wenngleich nicht in dem von frauen- bzw. geschlechterpolitisch engagierten Positionen für erforderlich erachteten Ausmaß. Dies hängt jedoch nicht notwendig nur mit einem fehlenden historisch-politischen Willen der Verantwortlichen zusammen (wenngleich dies fallweise noch immer eine Rolle spielen mag), sondern auch mit der Auswahlproblematik bei der Gestaltung von Lehrplänen (als dem Leitmedium für Schulbücher und Praxisvorschläge), die sich aus verschiedenen Gründen verschärft hat. So haben beispielsweise neben der traditionellen Nationalstaatshistorie auch zahlreiche Varianten der Sozialgeschichte Eingang in das Curriculum gefunden, man misst einem methodischen Training zunehmend mehr Gewicht bei, und schließlich wurden und werden trotz des "Anwachsens der Zeitgeschichte" in sehr vielen Bundesländern Stundenkürzungen für das Fach Geschichte verfügt. Andererseits aber ist nicht zu übersehen, dass noch keine gänzlich überzeugenden Konzepte vorliegen, wie die Frauen- und Geschlechtergeschichte strukturell und kategorial überzeugend in einer über die gut gemeinte "Berücksichtigung von Aspekten" hinausführenden Weise in jener Historie zu verankern sei, die der Geschichtsunterricht vermitteln soll. Die weithin akzeptierte Norm, der zu Folge die Frauen- und Geschlechtergeschichte im aktuellen Geschichtsunterricht nicht vernachlässigt werden dürfe, stellt noch kein geschichtsdidaktisches Auswahl- und Gestaltungskriterium dar; die angestrebte Umsetzung jener Norm aber, erfolgt sie ohne fundiertes Gestaltungskonzept, kann durchaus ungewollte Nebeneffekte zeitigen. Dies ist das Thema der folgenden Ausführungen, die mit einigen geschichtsdidaktischen Überlegungen zur dominanten Praxis im Umgang mit der Kategorie "gender" bzw. Frauengeschichte beginnen, wie er sich relativ häufig in Richtlinien, Schulbüchern und Praxismodellen zeigt (1). Zur Vertiefung der Argumentation wird sodann der deutsche sog. "Historikerinnen-Streit" auf seine Anregungen für die geschichtsdidaktische Reflexion der Kategorie "gender" befragt und mit aktuellen Befunden zu rechts-extremen Einstellungen bei Mädchen und Frauen konfrontiert (2). Den Abschluss bilden geschichtsdidaktische Thesen, die weniger Resümee denn Anstoß zur weiteren Diskussion sein wollen (3).

Ohne damit das politische Eigengewicht der Gleichberechtigung der Geschlechter auch nur im Geringsten in Frage stellen zu wollen, so werden die fol-

¹ Bovenschen ⁶1990

genden Überlegungen doch primär von der Auffassung geleitet, dass die geschichtsdidaktischen Herausforderungen, Probleme und Chancen, die sich im Geschichtsunterricht an die Kategorie "gender" heften, nicht allein für den Umgang mit dieser einen Kategorie bedeutsam sind, sondern eine Unterscheidungsfähigkeit berühren, die allgemein für die Orientierung im und Partizipation am Diskurs über vergangene und gegenwärtige soziale Ordnungen und deren Rechtfertigung erforderlich scheint. Am Beispiel der "Geschlechtergeschichte" können und sollen auch die sozialen bzw. historischen Begriffskonzepte der Heranwachsenden sowie ihr Differenzierungsvermögen geschult werden, - und dies nicht zuletzt, weil Vorurteile (und zu ihnen zählen sowohl die Biologisierung von "Kultur"-Sachverhalten wie auch die Anthropologisierung von "Natur") immer auf Übergeneralisierungen und Selbstverständlichkeitsannahmen beruhen, die umso bereitwilliger akzeptiert werden, je mehr man sich durch Differenzierungserfordernisse überfordert fühlt - begrifflich-kognitiv und/oder psychisch-identitätsbezogen. Das Fach Geschichte mit seinen stets wechselnden Perspektivübernahmen und "Übersetzungsleistungen" im Spannungsfeld von Vergangenheitswahrnehmung, Gegenwartsdeutung und Zukunftserwartung bietet genau jenen komplexen und nicht selten überkomplexen Denk- und Anwendungszusammenhang für multikategorial differenzierende Denkstrategien und Reflexionsoperationen bezüglich der Wahrnehmung, Einordnung, Beurteilung und Orientierung auf dem Gebiet sozialen, politischen und kulturellen Wandels, wie sie in dynamisch sich entwickelnden Globalisierungsprozessen vonnöten sind, die zunehmend die Ordnungsrahmen der Alltagserfahrungen übersteigen.

1 Überlegungen zu einigen Merkmalen des praktischen Umgangs mit der Kategorie "gender"

Die praktische Umsetzung der Forderung nach Berücksichtigung frauengeschichtlicher Aspekte im Geschichtsunterricht folgt in den aktuellen Lehrplänen, Unterrichtswerken und praxisanleitenden Modellvorschlägen (in einschlägigen fachdidaktischen Sammelwerken und Zeitschriften) in der Regel einem additiven Modus.¹ Dies bedeutet, dass frauengeschichtliche Themen, eher fallweise als einer erkennbaren Systematik folgend, eine Geschichtsdarstellung ergänzen, die insofern als "allgemeine" erscheint, als sie keine strukturelle geschlechter-

¹ Vgl. hierzu auch die Systematisierungen z. B. in Borries 1985, 1989, 1991. - Geschlechtergeschichte wird vielfach noch ausschließlich oder vorrangig als Frauengeschichte interpretiert, vgl. hierzu in diesem Abschnitt unten.

spezifische Differenzierung aufweist. Die Französische Revolution beispielsweise wird als Meilenstein der Menschheitsgeschichte, des Fortschritts der Menschen- und Bürgerrechte, der Entwicklung der modernen Demokratie und ggf. auch der Geschichte von Revolutionen konzipiert, und in diesem "allgemeinen", geschlechter-unspezifischen Rahmen erscheinen die Thematisierung französischer Frauen mit ihren frauenpolitischen Forderungen oder die Darstellung der revolutionären Geschlechterkonzeptionen in logischer Subordination als Spezifizierung eines übergeordneten "Allgemeinen". In jenem Modus herrschen drei Additionstypen vor.

(a) Zum einen fügt man den "allgemeinen" Epochendarstellungen oder Themenkomplexen jeweils individuelle Frauen hinzu, die in der Vergangenheit Bedeutendes oder Herausragendes geleistet haben,¹ z. B. auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst oder Politik (auch: politischer Protest und Widerstand). Viele von ihnen waren in bundesdeutschen Geschichtsbüchern älterer Provenienz noch nicht vertreten. Diese exemplarischen Frauengestalten, die zumeist ohne Hinweise auf ihre Repräsentativität bezüglich der Frauen als Bevölkerungsgruppe und ohne (besonders für SchülerInnen) klar erkennbare Systematik präsentiert werden, fungieren insgesamt als Beleg für die (keineswegs selbstverständlich akzeptierte) Behauptung, dass immer *auch* Frauen zu vergleichbaren Leistungen wie Männer fähig waren. Damit entzieht man einer partiell noch immer virulenten Auffassung den Boden, dass die weitgehende Absenz von Frauen in der Geschichte der Politik (auf der Ebene der Spitzenpositionen) oder in der Geschichte der Höhepunkte humanen Fortschritts (Kultur, Wissenschaft, Technik) auf eine naturgegebene, biologisch-geschlechtsspezifische Eigenheit "der Frau" als solcher verweise. Damit ist zugleich die historisch wie geschlechtertheoretisch eminent wichtige Frage aufgerufen, wie dann die fehlende Präsenz von Frauen in diesen Bereichen zu erklären sei.

(b) Zum anderen thematisiert man im Rahmen der Epochendarstellungen die Geschichte der Frauen als Teil der (Durchschnitts-)Bevölkerung und nimmt Spezifika der Lebensbedingungen von Frauen in den Blick (z. B. rechtliche und soziale Stellung, zeitgenössische Konzepte der Geschlechterordnung Frauenarbeit, Familie, Mutterrolle, (Aus-)Bildung, Gesundheit, Rollenzwang und -spielräume). Als (zumeist impliziter) Vergleichsmaßstab fungieren dabei weniger die sozialen Bedingungen des zeitgenössischen Männerlebens, sondern häufiger das heutige Frauenleben und mehr noch die aktuellen Vorstellungen von dessen emanzipiert-gleichberechtigter Form. Das geschlechtertheoretische und didaktische Argumentationspotenzial dieses Additionstyps postuliert, dass "Geschichte" - als "res gestae" wie "historia rerum gestarum" - mehr und anderes als das folgenreiche Handeln von Mächtigen/Männern sei. Ist es für einen modernen demokratisch orientierten Geschichtsunterricht allgemein unerlässlich, mit

¹ Vgl. z. B. Nagel 1992.

dem sozial-, mentalitäts- und alltagsgeschichtlichen Zugang die geschichtlichen Erfahrungen der breiten Bevölkerung, der Vorfahren des heutigen demokratischen Souveräns, zur Sprache zu bringen und das "Volk" nicht allein als passives Objekt von Herrschenden zu denken, so gilt dies in gesteigertem Maße für eine sozial repräsentative Frauengeschichte. Da die Frauen als Bevölkerungsgruppe sehr weitgehend von jenen Positionen ausgeschlossen waren, die einer traditionellen nationalstaatlich orientierten Historiographie allein als "geschichtsmächtige" galten, setzt eine Frauengeschichte, die über die "Ahngalerie berühmter Frauen" hinausblicken will, eine Aufwertung von Sozial- und Alltagsgeschichte voraus. Die Wertschätzung der historischen Erfahrungen wie auch der Opfer und Leistungen, die die Frauen individuell und kollektiv in diesem Bereich erbrachten, ist ein unverzichtbarer Bestandteil eines positiven Frauenbildes. Denn dieses ist in Gesellschaften, die den spektakulären Erfolg und mehr noch die überlegene Macht faszinierend finden, bei Mädchen wie bei Jungen nach wie vor vom Odium der Machtlosigkeit und "Unerheblichkeit" alltäglich-repetitiver Vollzüge und Leistungen bedroht.¹

(c) Als dritter Typ des additiven Modus kann die Thematisierung der Geschichte des politischen und gesellschaftlichen Kampfes von Frauen für Emanzipation und Gleichberechtigung seit der Französischen Revolution gelten. Dies ist Teil der Politikgeschichte und stellt einen frauenspezifischen Teilaspekt des Leitthemas des modernen Geschichtsunterrichts, "Entwicklung und Fortschritt der Demokratie", dar. Der geschlechtererzieherische Beitrag liegt vor allem darin, dass Frauen als politisch und gesellschaftlich Handelnde (auch: im eigenen Interesse, nicht nur prosozial), als mutige Kämpferinnen und als Vorreiterinnen gesellschaftlichen Fortschritts sichtbar werden.

Keine oder nur eine geringe Bedeutung für den Geschichtsunterricht, zumindest was Lehrpläne und Geschichtsschulbücher und somit die administrativ kontrollierten Steuerungsinstrumente für das Fach angeht, erreichten zwei spezielle feministische Diskurse mit potenziell nicht-additiver Struktur: Zum einen eine feministische Geschichtsbetrachtung, die einen universalen Konflikt zwischen Matriarchat und Patriarchat ins Zentrum ihrer Konzeption von (Frauen- und Geschlechter-)Geschichte rückt, zum anderen ein feministisches Differenzpostulat, das eine grundsätzliche und unüberwindliche Verschiedenheit weiblicher und männlicher Bedürfnisse und Fähigkeiten, Wahrnehmungen und Erfahrungen, Erkenntnisweisen und Ausdrucksformen behauptet,² wobei "weiblich" und "männlich" jeweils als an das biologische Geschlecht gebunden, nicht aber notwendig als biologisch begründet gedacht werden. Vielmehr leitet man aus den menschheitsgeschichtlichen Erfahrungen der Frauen, in denen selbstverständlich

¹ Vgl. z. B. Rommelspacher 2000.

² Vgl. zum "anderen Blick" z. B. Bock 1983.

das Gebären und die Formen gesellschaftlicher Arbeitsteilung eine signifikante Rolle spielen, einen "weiblichen Sozialcharakter" ab, der sich tief in den weiblichen "Körper" "eingeschrieben" habe und in einer spezifisch weiblichen Art des Erkennens, Argumentierens und Forschens ausdrücke.¹ Beide Varianten haben m. W. keine geschlossenen Entwürfe für historische Curricula und Schulbücher nach dem Konzept des "anderen Blicks" vorgelegt, und es ist anzunehmen, dass diese auch keine hinreichende gesellschaftliche Akzeptanz fänden.

Gemäß dem Bild, das aktuelle Lehrpläne, Unterrichtswerke und Praxismodelle bieten, reagiert der Geschichtsunterricht auch noch recht zögerlich auf den Schritt, den Geschichtswissenschaft und -didaktik² im Allgemeinen bereits vollzogen haben, indem sie das Konzept "Frauengeschichte" in das systematisch besser begründbare Konzept der "Geschlechtergeschichte" einbetteten. Die "Frauengeschichte", ein Teilbereich einer geschlechtsspezifisch strukturierten Geschichtsbetrachtung, kann schwerlich spezielle frauengeschichtliche Gegebenheiten ohne ein Differenz-Konzept ausmachen, das männer- und frauenspezifische Merkmale zugleich umfasst und somit den Vergleich ermöglicht. Die verzögerte Umsetzung dieser Einsicht mag damit zusammenhängen, dass im Geschichtsunterricht "Frauengeschichte" häufiger im Referenzrahmen "Frauen damals und heute" als im Referenzrahmen "Frauen und Männer einer bestimmten sozialen Gruppen damals" präsentiert wird, womit die Defizite dieser geschlechtergeschichtlich unzureichend validierten "Frauengeschichte" weniger ins Auge fallen.

Schließlich ist noch auf ein Problem hinzuweisen, das den Begriff "Männerggeschichte" vor allem in fachdidaktischen Begründungen von Frauengeschichte oft begleitet. Hier ist häufig die Rede von einer überkommenen "Männerggeschichte", die es zu überwinden gelte. "Männerggeschichte" aber im Sinne des Diktums von Simone de Beauvoirs: "Diese Welt hat immer Männern gehört",³ ist selbstverständlich kein Äquivalent zu "Frauengeschichte" im Sinne einer geschlechtsspezifisch strukturierten Geschichtsbetrachtung. Vielmehr findet man eine "Männerggeschichte", die einer "Frauengeschichte" analog ist und z. B. die Geschichte männlicher Lebenslagen, Rollenkonzepte und Identitätskonstruktionen behandelt,⁴ erst seit der 2. Hälfte der 90er Jahren vereinzelt in geschichtsdidaktischen Fachzeitschriften oder unterrichtspraktischen Modellen und noch viel seltener in Schulbuchwerken.

¹ Vgl. hierzu z. B. Osinski 1998, 103-119.

² Vgl. z. B. Frevert 1995 oder ³1997. Diese Entwicklung wird jedoch von bestimmten feministischen Positionen nicht begrüßt oder mitvollzogen.

³ Beauvoir 1988, 109.

⁴ Zu denken wäre beispielsweise an ein männerspezifisches Äquivalent zu Unterrichtsthemen wie "Leben und Denken einer bürgerlichen Frau um 1800" (vgl. Nagel 1992).

"Männergeschichte" im Sinne von de Beauvoir meint einen Ausschluss von Frauen von politischer, sozialer, kultureller und definitorischer Macht, der aufgrund des biologischen Geschlechts - und nicht wie bei Männern aufgrund anderer Kriterien sozialer Ungleichheit - erfolgte. Doch kann man den Sachverhalt, dass die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Machtpositionen in jenen vergangenen Gesellschaften, die der Geschichtsunterricht üblicherweise behandelt, zu einem massiv überwiegenden Anteil von männlichen Akteuren besetzt waren, keineswegs mit einer geschlechts-spezifischen Sozialgeschichte männlicher Bevölkerungsgruppen gleichsetzen. Bei der Verteilung der Zugangschancen zu Macht, Prestige, Besitz, Recht, Bildung und Gesundheit/Lebensdauer waren sich Männer und Frauen derselben Soziallage - trotz vielfacher Differenzen - häufig weitaus ähnlicher als die Mitglieder derselben Geschlechtsgruppe in ihrer Verteilung über die je gegebene Skala der Soziallagen. Ob man dem bekannten Argument auch im Geschichtsunterricht folgen will, dass Frauen stets gegenüber den Männern (gemeint ist: derselben sozialen Gruppe) benachteiligt waren und von diesen unterdrückt wurden, - "woman is the nigger of the world", sang Yoko Ono¹ -, ist das Eine. Ein Anderes aber ist der Einwand, dass die historische Verortung geschlechtsspezifischer Lebensverhältnisse und Ordnungsvorstellungen anhand eines einzigen Vergleichsmaßstabes (hier: innerhalb der jeweils gegebenen sozialen Gruppe) unvollständig und damit tendenziell irreführend ist. Hinzu kommt: Je mehr man soziale, ökonomische und andere Differenzen zwischen Frauen in der historischen Betrachtung vernachlässigt, desto mehr wird die Kategorie "Frau" in die gefährliche Zone biologistischer Deutungen gerückt, von denen sie als traditionelle Repräsentantin "geschichtsloser Natur" ohnehin vergleichsweise stark bedroht ist. Mit hoher Wahrscheinlichkeit verknüpfen SchülerInnen das Konzept "die Frau schlechthin" eher mit einem statischen, historisch unwandelbarem Geschlechtscharakter als mit einer Einsicht in die soziale und damit historische Bedingtheit von Geschlechtsrollen.

Im Anschluss an diese Hinweise auf geschichtsdidaktische Umsetzungsmöglichkeiten der Kategorie "gender", die in der herrschenden Praxis nicht oder (erst) in geringen Ansätzen präsent sind - dies waren einerseits die nicht-additiven Konzepte der Matriarchat/Patriarchat-Universalstruktur sowie der "weiblichen Differenz" und andererseits die "Männergeschichte" als geschlechtergeschichtlich erforderliches Äquivalent einer Frauengeschichte -, folgen nun differenzierende Anmerkungen zum vorherrschenden Modus des Umgangs mit der Kategorie "gender", dem additiven, der vor allem Frauengeschichte berücksichtigt.

¹ Vgl. Schrader-Klebert: "Die Frauen sind die Neger aller Völker und der kollektiven Geschichte", zit. n. Osinski 1998, 28.

Die genannten drei Typen des additiven Modus vertreten recht unterschiedliche geschichtsdidaktische Konzeptionen. Im ersten Fall - "Ahnengalerie berühmter Frauen" (a) - dominieren der biographische Zugang und das "Hochkultur"-Schema (nach Schulze¹), - Formen des Zugangs zur und der Konstruktion von Geschichte, die im geschichtsdidaktischen Diskurs vielfach als überholt angesehen werden, wenngleich sie im öffentlichen Geschichtsbewusstsein durchaus recht lebendig sind. Im zweiten Fall - "Sozialgeschichte der Frauen" (b) - orientiert man sich an der historiographischen Tradition der sog. "sozialgeschichtlichen Wende" der 60er und 70er Jahre mit ihrer Reflexion auf eine demokratisch verantwortete Konzeption der Historie.² Die dritte Variante - "politischer Kampf von Frauen für Frauenrechte" (c) - dagegen entfaltet einen demokratisch strukturierten politikgeschichtlichen Zugang. Diese unterschiedlichen Zugangsweisen, die sich durchaus gut ergänzen können, stehen für unterschiedliche Argumentationslinien der aktuellen frauenpolitischen Gleichberechtigungsdiskussion: (a) die Abwehr von "Natur-"/"Geschichtslosigkeit"- Annahmen bezüglich der Frauen, (b) die Aufwertung des typischen weiblichen Lebenszusammenhangs als geschichtlich relevant und (c) die Präsenz von Frauen in der Politikgeschichte.

Geschichtsdidaktische Bedenken gegenüber dieser Kombination unterschiedlicher Zugangsweisen könnte man anmelden, sofern sie - wie es zumeist gegeben ist - unverbunden und kommentarlos nebeneinander stehen und unklar bleibt, weshalb in welchem Epochen- und Themenzusammenhang gerade diese oder jene Form gewählt wurde. Denn ein Weiteres kommt hinzu: Die in der Regel in untergeordneten Kapitelabschnitten platzierten Themen der Frauengeschichte sind oft nicht nur recht oberflächlich mit dem jeweils übergeordneten historischen Kontext verknüpft, sondern bauen in aller Regel auch keinen inneren historischen Zusammenhang per Verweis und Anknüpfungen in längsschnittlicher Perspektive auf: Die Aussagen über Frauen in den verschiedenen Epochen lassen deren Lebenssituationen teils ähnlich, teils verschieden erscheinen, ordnen sie aber nur ansatzweise in ein übergreifendes frauengeschichtliches Konzept sozialen Wandels ein, das den SchülerInnen zeigen würde, was warum relativ konstant blieb oder sich änderte. Zusammen mit dieser angedeuteten Diskontinuität könnte der "Zugangsmix" den ungünstigen Eindruck der Beliebigkeit verstärken, der den additiven Modus ohnehin begleitet, und damit der Frauengeschichte eine Irrelevanz-Assoziation anheften, die man gerade beseitigen möchte.

¹ Vgl. Schulze ⁴1993.

² Vgl. z. B. Kuhn 1982, 1986, 1991, 1994 sowie die von Kuhn hg. Reihe "Frauen in der Geschichte", 8 Bde., Düsseldorf 1979-1986 (mit geschichtsdidaktischen Beiträgen) oder Frauen 1993.

Besonders der Typ der "Ahnengalerie berühmter Frauen" läuft zudem Gefahr, dass in der unterrichtlichen Darstellung die sog. "Geschichtslosigkeit"¹ der Frauen weder korrekt abgebildet noch die damit verbundenen Zusammenhänge deutlich genug zu akzentuiert werden. Während die Verknüpfung von "Frau", "Natur" und "Geschichtslosigkeit" klar als ideologisches Konstrukt zu erkennen und zu beleuchten ist, so ist es zugleich ein höchst aussagekräftiges Merkmal der Frauengeschichte, dass sie nicht nur aus den traditionellen Historien ausgespart blieb, sondern tatsächlich über weite Strecken in vergleichsweise geringem Umfang quellenmäßig fassbar ist. Der Darstellung von "berühmten Frauen" wie auch dem sozial- bzw. alltagsgeschichtlichen Typ müsste aus geschichtsdidaktischer Sicht stets ein Hinweis auf die Quellenlage - auch im Vergleich zur Quellenlage der "Männergeschichte" (in sozialgeschichtlichem Sinne) - beigefügt werden, wie man z. B. eine geographische Karte mit einem Maßstab versieht, damit die SchülerInnen zumindest ansatzweise erfahren, wie sehr "Geschichtslosigkeit" tatsächlich ein konstitutives und prägendes Element sowohl der Frauengeschichte wie der Geschichte jener Gesellschaftsgruppen ist, die vom Zugang zur Macht ausgeschlossen waren. Denn SchülerInnen sind kaum in der Lage, selbstständig zwischen "historia" und "res gestae" zu differenzieren bzw. den Unterschied zwischen einer Geschichtsdarstellung, die gegen die Aussparung von vorhandenem Wissen über Frauengeschichte ankämpft, und der "Geschichtslosigkeit" als Teil der Geschichte der Frauen zu erkennen.

Auch anderweitig ist der vorherrschende additive Modus der Frauengeschichte reflexionsbedürftig.² Er repliziert nämlich tendenziell - wenngleich ungewollt - jene Oppositionen von "das Allgemeine vs. weiblich" und "männlich vs. das Andere", die seit dem späten 18. und besonders dem 19. Jahrhundert zum Kernbestand eines emanzipationsfeindlichen bürgerlichen Musters der Interpretation der Geschlechterrollen zählten. "[Die Frau] bestimmt und unterscheidet sich mit Bezug auf den Mann, dieser aber nicht mit Bezug auf sie; sie ist das Unwesentliche angesichts des Wesentlichen. Er ist das Subjekt, er ist das Absolute: sie ist das Andere" (Beauvoir 1988, 15), formulierte de Beauvoir dieses Schema, wobei man dem "Absoluten" unschwer das "Allgemeine" hinzufügen kann. Somit birgt der additive Modus das Risiko, dass die SchülerInnen die Frauengeschichte in ihrer "mental map" als "typische" Neben- bzw. Spezialgeschichte einordnen, die nur am Rande "dazugehört", wie dies in der SchülerInnen-Wahrnehmung häufig bezüglich der regional- und kulturgeschichtlichen "Exkurse" der Schulbuchwerke anzutreffen ist. Diese Schiefelage, die zumindest für wenig unterscheidungsgeübte Heranwachsende hier eine übergeordnete "all-

¹ Vgl. z. B. Bovenschen ⁶1990, 11: "Die Geschichte der Bilder, der Entwürfe, der metaphorischen Ausstattungen ist ebenso materialreich, wie die Geschichte der realen Frauen arm an überlieferten Fakten ist."

² Vgl. z. B. auch Becher 1992, Kuhn 1983.

gemeine Geschichte" anbietet, in der vor allem Männer agieren, und dort eine "Frauengeschichte" mit einem untergeordneten, nicht-"allgemeinen" Rang, kann nur korrigiert werden, wenn man in konzeptuell klar erkennbarer Weise eine Geschlechtergeschichte als Teilbereich der Sozial- und Alltagsgeschichte präsentiert, die männer- wie frauengeschichtliche Aspekte aufeinander bezieht und diese Betrachtungsweise deutlich von einer allgemeinen, nicht geschlechtsspezifisch strukturierten Betrachtungsebene abgrenzt.

Des Weiteren lässt sich hinsichtlich des additiven frauengeschichtlichen Modus eine kanonartig verfestigte Selektivität der Themen feststellen, auf die Borries auch bezüglich der Frauengeschichtsforschung bereits mehrfach hingewiesen hat: "[...] frauengeschichtliche Arbeiten [sind; S. P.] sehr ungleichmäßig verteilt und weit davon entfernt [...], die 'Universalgeschichte der Frauen' einigermaßen ausgewogen abzudecken" (Borries 1985, 50 f.). Fehlt zusätzlich ein übergreifendes frauengeschichtliches Konzept sozialen Wandels als Rahmenkonzept, so darf man davon ausgehen, dass die diskontinuierlich gesetzten frauengeschichtlichen Aperçus wenig Kraft entfalten können, wenn es darum geht, ein historisch fundiertes Verständnis des "kulturellen" Charakters der vielfach als "natürlich" angesehenen geschlechtstypischen Einstellungen, Verhaltensweisen und Zuschreibungen anzubahnen. Wichtiger aber ist vermutlich folgender Aspekt: Als dominante Tendenz bei der Auswahl und im Zuschnitt frauengeschichtlicher Themen ist zu beobachten, dass historische Frauen bevorzugt als (bislang) "vernachlässigte Heldinnen" (mit appellativen Tendenzen in Richtung auf "weiblicher Geschichtsstolz", "Solidarität der Frauen als Frauen über die historischen Epochen hinweg", "späte Gerechtigkeit") und als "unschuldige Opfer" von geschlechtsspezifischer Benachteiligung, Ausbeutung und Unterdrückung erscheinen (letzteres mit appellativen Tendenzen in Richtung auf "Empathie", "Solidarität der Frauen als Frauen über die historischen Epochen hinweg", "späte Gerechtigkeit", "Protest gegen die geschlechtsspezifische Unterdrückung von Frauen" und "moralisches Eintreten in Gegenwart und Zukunft für die Gleichberechtigung"). Selbstverständlich sollen der Geschichtsunterricht im Allgemeinen und die Geschlechter- bzw. Frauengeschichte im Besonderen die SchülerInnen über die sozialen Depravierungen, denen Frauen unterworfen waren und sind, informieren und jene für vergangene und gegenwärtige Formen der Benachteiligung sensibilisieren, sie zum Eintreten gegen geschlechtsspezifische Diskriminierungen motivieren und befähigen, ihnen die historischen Traditionslinien noch immer virulenter geschlechterspezifischer und besonders auch frauenfeindlicher Vorurteile und Stereotype bewusst machen sowie nicht zuletzt Mädchen auf dem Weg zu einer selbstbewussten Geschlechtsidentität stärken. Doch ebenso muss man in Erwägung ziehen, ob jene hochgradig stilisierte Version einer Frauengeschichte mit ihrer unverkennbaren "moralischen Absicht" nicht auch kontraproduktiv wirken kann - bei Mädchen wie bei Jungen.

Besonders fragwürdig aber müsste die affirmative "Heldinnen-Opfer"-Version erscheinen, wenn sie von den Heranwachsenden als implizite Botschaft aufgefasst würde, der Anspruch auf Gleichberechtigung und Emanzipation der Frauen hinge moralisch-argumentativ damit zusammen. Sie hätten dann ein unzureichendes Verständnis vom Rang und der Bedeutung der Menschenrechte, wenn sie nicht deutlich unterscheiden könnten, dass selbst eine Frauengeschichte, die Frauen z. B. als die entscheidenden Initiatorinnen und Trägerinnen der NS-Massenverbrechen und diese als typisch weibliche Vergehen zeigen müsste (was natürlich nicht zutrifft), kein Argument gegen das menschenrechtlich begründete geschlechterbezogene Diskriminierungsverbot darstellen könnte. Es ist bekannt, dass Frauen es gerade ihrer geschlechterspezifischen Sozialisation verdanken, wenn sie beim Eindringen in Männerdomänen wenig ihrem grundsätzlich gegebenen Anspruch auf Gleichberechtigung vertrauen und meinen, sich durch erhöhte bzw. überlegene Leistung rechtfertigen zu müssen. Von einer tendenziell falschen Menschenrechtskonzept einmal abgesehen, wäre auch eine stille Unterstützung solcher Sozialisationsmuster strikt abzulehnen.

Geschichtsdidaktisch aber erscheint es als besonders wichtig, dass die vorzüglichen Chancen, die die Geschlechtergeschichte bietet, genutzt werden, die SchülerInnen schrittweise in die verschiedenen Funktionen von "Geschichte" in politischen Argumentationszusammenhängen einzuführen. Sie sollen unterscheiden lernen, dass eine "positive" Frauengeschichte nicht für die Forderung nach Gleichberechtigung an sich wichtig ist und sein kann, dass sie aber für die politischen und gesellschaftlichen Gruppen, die diesen Kampf betreiben, nicht selten eine eminent wichtige und teilweise auch fragwürdige Rolle spielen kann. Nicht nur Frauenrechtlerinnen und Feministinnen, sondern auch die VertreterInnen anderer Emanzipationsbewegungen (re-)konstruieren, ge- und missbrauchen eine affirmative Gruppen-Geschichte, die der Missachtung der eigenen Gruppengeschichte in der/einer sog. "allgemeinen" Historie entgegengestellt wird, die frauen- bzw. gruppenfeindlichen Geschichtslegenden widerspricht, die auch das jeweilige Feindprofil historisch ausschärft und mit Hilfe eines frauen- bzw. gruppenspezifischen "Geschichtsstolz" (Borries 1995) das gruppenspezifische Selbstbewusstsein und den Gruppenzusammenhalt stützen soll. Wissenschaftliche Forschungsergebnisse, die dieses Programm (scheinbar) stören, werden auf vielfältige Weise bearbeitet, und weder selbstverständlich noch immer siegt die wissenschaftlich korrektere Version; häufig dominiert die Angst, mit "negativen" Befunden die Sache der politischen Gegner zu stärken.¹ So gewendet, bie-

¹ Vgl. z. B. Schwarzer, Alice/Horsley, Joey in: Virginia 8. 10. 1988, 8: "Frauen können schlimmstenfalls Komplizinnen in Abhängigkeit sein, nicht aber gleichberechtigte. Ohne substantielle theoretische und historische Analyse bleibt der Begriff 'Mittäterschaft' einseitig und kontrovers. Indem er den von Frauen gegen das Patriarchat geleisteten Widerstand ausblendet sowie die Bedingungen, die Widerstand unmöglich gemacht haben, kann er nur allzu leicht

tet Frauengeschichte Heranwachsenden ein höchst fruchtbares und beziehungsreiches Lernfeld bezüglich des im öffentlichen Leben allgegenwärtigen parteilich engagierten Umgangs mit Geschichte. Hierbei können Kompetenzen vermittelt werden, die schon in regionalen und nationalen Zusammenhängen, aber mehr noch im Hinblick auf eine globale Weltgesellschaft dringend erforderlich sind. Ein gutes Beispiel kann die NS-Frauengeschichte (als Objekt wie als Historie) bieten, wenn man die Kämpfe um Deutungen und Deutungsmacht gerade in der Frauenbewegung einbezieht.

2 Der deutsche "Historikerinnen-Streit" und der Umgang mit der Kategorie "gender" in Bezug auf die deutsche, nichtverfolgte Frau im Nationalsozialismus

Eher unbemerkt von der breiten Öffentlichkeit entwickelte sich in den 80-er und 90-er Jahren eine Debatte unter deutschen feministisch orientierten Historikerinnen und anderen Wissenschaftlerinnen, die von den Beteiligten selbst als "Historikerinnen-Streit" bezeichnet wurde.¹ Ein Bezug zum ungefähr gleichzeitig stattfindenden deutschen "Historiker-Streit" war insofern gegeben, als es in den beiden voneinander unabhängigen Kontroversen um die Frage ging, welche Bedeutung der deutschen NS-Vergangenheit in der Gegenwart zukomme. Ein entscheidender Unterschied aber bestand darin, - man könnte von einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen sprechen -, dass in dem einen Fall die Herausforderer die Position vertraten, dass die NS-Vergangenheit mehr oder minder als abgeschlossen zu betrachten sei, während im anderen Fall, dem "Historikerinnen-Streit", die Herausforderung in der Frage bestand, ob auch die Frauenbewegung mit dem NS ein "negatives Eigentum" (Gravenhorst nach J. Améry)² erhalten habe und wie man gegebenenfalls damit umgehen solle. Den Streitgegenstand bildeten historische Arbeiten von Frauen, die bezüglich des Nationalsozialismus den Blick auf systembejahende und -stützende Haltungen und Handlungsweisen von deutschen, nicht-verfolgten Frauen richteten, also auf Zustimmung, Unterstützung (auch durch unpolitisches "reibungsloses Funktionieren" im Alltag), aktive Mitwirkung und Vorteilsnahme (z. B. Denunziation, KZ-System, Be-

dazu missbraucht oder dahingehend missverstanden werden, dem Opfer die Schuld zuzuschreiben."

¹ Vgl. z. B. Haug 1981, Schmidt 1987, Thürmer-Rohr 1987, Bock 1989, Gravenhorst ²1995, Saldern 1991, Schmatzler 1994, Knigge-Tesche 1994, Ebbinghaus ²1997 (Vorwort zur 2. A.), Gravenhorst 1997, Heinsohn u. a. 1998.

² Vgl. Gravenhorst in Gravenhorst/Tatschmurat ²1995, 21.

schäftigung von ZwangsarbeiterInnen).¹ Sie stießen teilweise auf ausgesprochen feindselige Kritik von prominenten Vertreterinnen der bis dahin vorherrschenden NS-Frauengeschichtsforschung, so dass man fragen musste, wie diese bis dahin die deutsche Geschichte des Nationalsozialismus wahrgenommen hatten, wenn die Frage nach potenzieller (Mit-)Verantwortung und (Mit-)Schuld der deutschen, nicht-verfolgten Frauen ein Streitthema werden konnte.

Das Geschichtsbild, das durch die neueren Arbeiten in Frage gestellt wurde, war in der Tat ebenso selektiv wie parteilich, geprägt von Abwehrstrategien gegen tatsächliche oder vermeintliche frauenfeindliche Sichtweisen und damit bestimmt vom historischen Kontext früherer Phasen der Frauenbewegung seit den 70er Jahren. Folgende Elemente waren wesentlich. Zum einen trat man Auffassungen entgegen, die der weiblichen deutschen Wahlbevölkerung eine überdurchschnittliche Affinität zu rechtskonservativen Parteien in der Weimarer Republik sowie auch für Hitler und den Nationalsozialismus zuschrieben. Dass "Hitler" ohne die begeisterte Zustimmung deutscher Frauen und - in weiterer Hinsicht - ohne das Frauenwahlrecht nicht an die Macht gekommen wäre, war eine keineswegs selten anzutreffende Auffassung. Sie lebt übrigens auch in Geschichtsbüchern noch fort, wenn beispielsweise Fotografien, die Hitler-begeisterte, jubelnde Menschenmengen zeigen, in diesen exemplarisch gemeinten Szenen vor allem Frauen und nicht ebenso deutlich Männer abbilden. Nicht zuletzt aufgrund der Forschung von engagierter Frauen konnte nachgewiesen werden, dass die Zustimmung zur NSDAP bei den Wahlen im Übergang von der Republik keine nennenswerten geschlechtsspezifischen Differenzen zeigten.² Hinzuzufügen ist jedoch, dass in der Weimarer Republik, wie auch heute, weibliche Wähler insgesamt weniger dazu neigen, extreme Parteien zu wählen - so lange diese nicht breite Anerkennung finden.³ Zum anderen korrigierte die feministisch engagierte NS-Frauengeschichtsforschung eine Historie, welche die Geschichte der Frauen vernachlässigte - sowohl als Opfer des Systems (z. B. Frauen im KZ, Zwangssterilisierung⁴) wie auch im Hinblick auf den Widerstand.⁵ In Zusammenhang mit der Erweiterung des Widerstandsbegriffs in den 70er Jahren wurde dann auch dem Alltagsleben der deutschen, nicht verfolgten Frauen, insbesondere der Frauen-Arbeit in Haushalt und Familie, mitunter die Qualität eines System-Widerstands zugesprochen. Eine Steigerung fand diese Linie in Behauptungen über einen spezifischen weiblichen Sozialcharakter, der, wenn überhaupt, nur sekundäre, d. h. auf

¹ Vgl. z. B. Ebbinghaus 1987, Koonz 1994 [1984], Mamozai 1990, Schubert 1983, Schweiger 1992, Schwarz 1992, Heyne 1993, Mendel 1994.

² Vgl. Reese/Sachse 1995, 79-83.

³ Vgl. Rommelspacher 2000, 206 f., Pelinka 1996, 733-742.

⁴ Vgl. Bock 1986.

⁵ Vgl. z. B. Elling 1978, Sczepansky 1983.

dem Weg über erzwungene Anpassung an männliche Denkmuster entstandene Affinitäten zum Antisemitismus und anderen zentralen Ideologien des Nationalsozialismus aufweise.¹

Herausragende Beachtung fanden schließlich die frauen- und geschlechterspezifischen Aspekte der NS-Ideologie sowie die praktizierte Frauen-, Gesellschafts- und Rassenpolitik.² Diese Themen vor allem waren es, die das bevorzugte Deutungskonzept stützten, das den Nationalsozialismus primär als hoch entwickelte Form des Patriarchats auffasste und anhand des Nationalsozialismus die verheerenden Potenziale von männlich beherrschten, frauendiskriminierenden Gesellschaftssystemen demonstrierte und kritisierte.

In ihrer Kritik von Arbeiten, die deutsche, nicht-verfolgte Frauen als Mitläuferinnen, Opportunistinnen und Täterinnen zeigen, führen Dagmar Reese und Carola Sachse aus: "Gegen Ende der 70er Jahre waren Emanzipationshoffnungen für viele Frauen an berufliche Qualifizierung, gleiche Arbeitsmarktchancen und ökonomische Unabhängigkeit gebunden. Die sexistische Arbeitsmarkt- und Bildungspolitik des NS-Regimes erschien als geeignetes Untersuchungsobjekt, um historische Ursachen für die anhaltende und selbst erfahrene Unterrepräsentanz bzw. Diskriminierung von Frauen in diesem Bereich dingfest zu machen und zugleich den unterdrückerischen Charakter jeglicher frauendiskriminierender Arbeitskraftpolitik zu decouvrieren [...]" (Reese/Sachse 81) Die geschlechterspezifisch orientierte Betrachtungsweise war somit eine, die nicht nur einer frauenfeindlichen Historiographie des Nationalsozialismus entgegentrat, sondern dessen Frauenfeindlichkeit für den späteren emanzipatorischen Kampf nutzen wollte. Historisches Interesse und parteiliche Strategie verschmolzen ineinander, was auf beiden Seiten seinen Preis forderte. Die in den neueren Arbeiten eröffnete Perspektiven kann man durchaus als Protest lesen, der aus zwei verschiedenen Richtungen auftrat.

Eine erste Gruppe von Einwänden richtete sich gegen das historische Konzept des Nationalsozialismus, das diesen unter dem Primat der frauen- bzw. geschlechterspezifischen Perspektive beschrieb und eine tragende Partizipation von deutschen, nicht-verfolgten Frauen leugnete. Zweifellos waren Frauen nicht nur unter den Opfern des Regimes zu finden, sondern auf unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen Handlungsformen auch als Täterinnen beteiligt.

¹ Vgl. z. B. Mitscherlich 1985 oder Mitscherlich 1987, 28: "[...] ursprünglich geht Gewalt und Paranoia von Männern aus, und Frauen haben sich dem unterworfen." - Vgl. z. B. auch Kuhn/Rothe 1982, 18: "Denn in der Grenzsituation des Terrorsystems wird die gesellschaftserhaltende und sinnstiftende Qualität dieser Frauenarbeit erst sichtbar. Auch die sogenannte [...] Beziehungsarbeit von Frauen, die sich der totalen Funktionalisierung und dem staatlichen Zugriff entzieht, konnte im Faschismus zu einem tragenden Moment einer politischen, antifaschistischen Kultur werden."

² Vgl. z. B. Kuhn/Rothe 1982, Kuhn 1994. - Dieses Muster herrscht auch in Geschichtsbüchern vor.

Darüber hinaus waren die Opfer der Massenverbrechen keineswegs Opfer einer geschlechtsspezifischen Politik: Sie wurden als Juden, Polen, Kommunisten, Zigeuner, Homosexuelle und Prostituierte Opfer eines Regimes, das von der deutschen Gesellschaft getragen wurde. Auch forderte man eine strengere Unterscheidung zwischen der Diskriminierung, unter der die deutsche, nichtverfolgte "rassisch wertvolle" und "gesunde" Frau zu leiden hatte, und den Opfern - Männer wie Frauen -, die der rassistisch-antibolschewistischen Ausgrenzungs- und Vernichtungswut des Regimes zum Opfer gefallen sind.

In der Tat gab es in der älteren Frauen-NS-Forschung Versuche, kontinuierliche Linien von der Sterilisierungspolitik gegen Frauen zur rassistisch motivierten Vernichtung der europäischen Juden zu ziehen (vgl. z. B. Bock 1986, Reese/Sachse ²1995), ohne zur Kenntnis zu nehmen, dass die Sterilisierungsverbrechen weder als geschlechtsspezifische verstanden noch praktiziert wurden. Als diesem Einwand die Behauptung entgegengehalten wurde, Zwangssterilisationen hätten im Allgemeinen Männer weniger belastet als Frauen,¹ wurde der Preis deutlich, den die ältere Frauen-NS-Forschung auf der Ebene des historischen Sach- und Werturteils für den Erhalt der anti-patriarchalischen Stoßkraft ebenso zu entrichten bereit war wie auf der frauenpolitisch-ideologischen Ebene. Denn immerhin kommt diese Argumentation nicht umhin, eine konservative Konzeption der Geschlechterrollen zu bemühen.

Ein häufig wiederholter Hinweis, der auch das Patriarchatskonzept stützen sollte, galt der unbestreitbaren Tatsache, dass Frauen fast durchweg von den verantwortlichen Führungspositionen ausgeschlossen waren, die die NS-Politik in all ihren Facetten bestimmten. Dass es damit aber ein patriarchalisches gewesen sei in dem Sinne, dass Frauen, selbst wenn sie die Möglichkeit zur Beteiligung gehabt hätten, sich davon fern gehalten und eine entsprechende Politik verweigert hätten, darf aus jenem Sachverhalt ebenso wenig geschlossen werden wie das Zweite, dass diese dann eine andere Frauenpolitik betrieben hätten. Es gibt nicht wenige Hinweise, dass der Ausschluss der Frauen mehr im männerbündelnden Selbstverständnis der männlichen NS-Eliten und -Anhänger begründet war, als dass sich nicht auch Frauen (jedoch keineswegs: "die Frauen") bereit gefunden hätten, deren Politik mitzutragen. Es ist nichts von Schwierigkeiten bekannt, die Posten der KZ-Aufseherinnen zu besetzen, wir haben Berichte über deren Agieren in dieser Rolle, die ihnen Macht über Leben und Tod gab und die sie vielfach nicht nur todbringend "pflichtbewusst" und eifrig, sondern auch sehr gewalttätig und sadistisch ausfüllten, was sie wiederum nicht

¹ Vgl. z. B. Reese/Sachse ²1995, 89 zur Verteidigung von Bock (1986): "Zum anderen wurden Frauen durch die Unfruchtbarmachung subjektiv stärker betroffen. Denn einerseits wurden sie aufgrund der Bedeutung von Gebärfähigkeit und Mutterschaft für ihre soziale Identität stärker erschüttert als Männer [...], andererseits wurden sterilisierte Schwachsinnige für Männer vermehrt sexuell verfügbar."

hinderte, anschließend in die Rolle angepasster, konventioneller Familienfrauen zurückzukehren, man weiß, wie nicht wenige von ihnen bei den NS-Prozessen aufgetreten sind.¹ Diese Frauen mögen nicht repräsentativ sein, aber sie erschüttern die Behauptung einer primär geschlechtsspezifischen Fundierung des NS-Systems. Der Ausschluss der deutschen Frauen vom Zugang zur Macht bedeutet, dass wir über deren Handlungsbereitschaft nur spekulieren können. Jedenfalls kann man schwerlich auf der einen Seite den gesellschaftlichen und politischen Ausschluss von Frauen kritisieren und andererseits die Nicht-Beteiligung von Frauen explizit oder implizit als Hinweis auf eine moralischen Überlegenheit oder zumindest eine ideologische Distanz der Frauen werten.

Ein weiterer gewichtiger Einwand gegen die ältere NS-Frauen-Geschichtsforschung galt schließlich den methodischen Ungenauigkeiten im Umgang mit der emanzipationsfeindlichen NS-Ideologie und -Propaganda, die sehr stark betont, aber häufig nur unzureichend in übergreifenden Kontexten situiert wurden. Dies trifft z. B. für verschiedene Elemente dieser Ideologie und Propaganda zu, die nicht schon deshalb, weil sie *auch* von NationalsozialistInnen vertreten werden, als spezifisch nationalsozialistisch anzusehen sind. Die Konzeption des Gesetzes etwa, das verheiratete Frauen zugunsten von arbeitssuchenden Männern vom Arbeitsmarkt verdrängte, datiert aus der Zeit vor der nationalsozialistischen Machtübernahme. Nicht wenige der geschlechterpolitischen NS-Ideologeme und Maßnahmen scheinen im Vergleich etwa mit der Rassenpolitik eher allgemein konservative Züge zu tragen. Dass sie *auch* von Nationalsozialen geteilt und von ihnen in besonders entschiedener Weise umgesetzt wurden, mag man zur Diffamierung dieser Einstellungen gebrauchen; sollte aber nicht zur Verwechslung von allgemein konservativen und NS-typischen ideologischen Merkmalen führen.

Andere Bedenken gelten der fehlenden Relationierung von NS-Ideologie und Frauenpolitik einerseits und der erfahrenen Realität von deutschen, nicht-verfolgten Frauen andererseits. So blieb es zumeist unberücksichtigt, ob diese in ihrer Mehrheit den frauenbezogenen Politikbereich im Vergleich zu anderen als dominant wahrgenommen haben; die ältere Frauen-NS-Forschung ließ nicht selten den Eindruck entstehen, mit der frauenfeindlichen NS-Politik sei für deutsche, nicht-verfolgte Frauen eine außerordentlich prägende Erfahrung verbunden gewesen. Zahlreiche Berichte von deutschen, nicht-verfolgten Frauen geben durchaus differenziertere Erfahrungen wieder. Dass von der Propanda nicht unmittelbar auf das tatsächliche Erleben geschlossen werden darf, belegt in jüngster Zeit wieder die groß angelegte Untersuchung von Margarete Dörr "Wer die Zeit nicht miterlebt hat ..." (1999). Darin wird dokumentiert, dass nicht wenige deutsche, nicht-verfolgte Frauen aus verschiedensten Gründen (sehr) positive

¹ Vgl. z. B. Buber-Neumann 1958, Müller-Münch 1982, Heyne 1993, Heike 1994.

Erinnerungen an ihr Leben im "Dritten Reich" haben,¹ und dies kann nicht deswegen negiert werden, weil es nicht ins gewünschte Bild passt. Eine solch einseitige NS-Frauengeschichte hat im übrigen, die kann wiederum die Studie von Dörr, aber auch die Recherche von Klein zum "Lebensborn e. V." (Klein 2001) belegen, nicht wenigen deutschen, nichtverfolgten Frauen die offene Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte erschwert: An die Jahrzehnte nach 1945, in denen die Alltagserfahrungen von Frauen als nicht geschichtsrelevant verachtet wurden, schloss ziemlich unmittelbar eine Phase frauengeschichtlicher Tabuierung an, die nur "saubere" Opfer- oder Widerstandsgeschichten akzeptierte und das Bild der "Frau" aus jeder Verstrickung in das NS-System fernhalten zu können glaubte. Man ignorierte den augenfälligen Befund, dass der Nationalsozialismus auch für deutsche Frauen attraktiv sein konnte und Gruppen unter deutschen Frauen in diesem System nicht selten Handlungs- und Entfaltungsspielräume fanden, die sie als willkommene Befreiung gerade aus der konservativ-traditionellen Frauenrolle erlebten.

Ein zweiter Strang der Kritik an der engagierten NS-Frauengeschichte und ihrer einseitigen Stoßrichtung gegen die patriarchalischen Strukturen des Systems entzündete sich an deren implizitem Frauenbild. Zum einen erschienen bestimmte Tendenzen der Beschreibung und Bewertung des Verhaltens jener deutschen, nicht-verfolgten Frauen als obsolet, die im Rahmen ihrer traditionellen Frauenrolle (Haushalt, Familie, Mutterschaft) und später auch im Arbeitseinsatz zum Erhalt des Systems beitrugen. Die Selbstverständlichkeit erregte Anstoß, mit der man dieses Verhalten von jeglicher historischer Verantwortung entlastete. Denn so sehr es zutreffen mag, dass sehr viele dieser Frauen sich tatsächlich und zu Recht so verstanden, wie sie in der älteren NS-Frauengeschichtsforschung dargestellt wurden – allein um die Aufrechterhaltung der Privatsphäre und des Familienalltags kämpfend "[...] nicht aus weiblicher Verbohrtheit, sondern aufgrund faktischer Mutterschaft und spezifisch weiblicher Lebensumstände" (Reese/Sachse in Gravenhorst/Tatsch-murat²1995, 102) -, so ist es doch ein Anderes, darin nicht auch Systemkonformismus und -unterstützung zu erkennen und die Frage nach diesbezüglicher politischer und moralischer Verantwortung auszublenden. In diesen Zusammenhang gehört auch die "Emanzipationseuphorie", die viele frauengeschichtliche Darstellungen der "Leistungen" der deutschen, nicht-verfolgten Frauen in den letzten Kriegsjahren und in der unmittelbaren Nachkriegszeit umspielt. Zweifellos bewältigten die "Trümmerfrauen" erfolgreich schwierigste Situationen "ohne Männer". Aber wären denn, so darf man fragen, diese Leistungen und dieser Beweis der Selbstständigkeit weniger bedeutsam, wenn man nicht ausblendete, wie viele dieser Frauen teilweise weit über den Zusammenbruch des Systems hinaus partiell na-

¹ Vgl. auch Owings 1999.

tionalsozialistische oder antisemitische Auffassungen oder eine "Führer"-Verehrung beibehielten?

Prinzipiellere Fragen nach dem Leitbild der emanzipierten Frau provozierte die ältere NS-Frauengeschichtsforschung, als sie im politischen Kampf um die Aufwertung der sozialen Leistungen der traditionellen Frauenrolle (z. B. die "andere" Arbeit der Frauen, Frauen als "Beziehungsarbeiterinnen") teilweise an prominenter Stelle jene familienbewahrende Rolle der deutschen, nicht-verfolgten Frau mit einem "weiblichen Sozialcharakter" verknüpfte und diesem per se die Qualität eines Systemwiderstandes zuerkannte, weil seine Wertmuster mit den männlich-patriarchalischen des NS-Regimes unvereinbar gewesen seien. Davon einmal abgesehen, ob diese Ausweitung des Widerstandsbegriffes nicht eine unerträgliche Nivellierung anderer Widerstandsleistungen und -opfer impliziert, so erscheint die Doppelgleisigkeit der Argumentation als Ärgernis: Denn immerhin befanden sich jene deutschen, nicht-verfolgten "Beziehungsarbeiterinnen" genau in der Position, die ihnen die wegen ihrer patriarchalisch-reaktionären Einstellung kritisierte NS-Geschlechterpolitik zugewiesen hatte und die sie so ausfüllten, wie es das Regime es nicht anders hätte wünschen können.

Darüber hinaus konnte dieses konservative Bild der Frau, auch wenn es umgewertet werden sollte, auch noch in anderer Hinsicht irritieren: So implizierte es den Anspruch auf eine grundsätzliche humane Überlegenheit "der Frau", der man zu diesem Zweck einen "wesenhaften" weiblichen "Sozialcharakter" zuschrieb und - wie in den besten konservativ-frauenfeindlichen Ideologemen - den Bereichen des Privat-Familiären und der sozialen Bedürfnisse zuordnete. Die Geschlechterrollen-Ideologie, die man an anderer Stelle bekämpfte, wurde hier gefeiert. Dabei übersah man auch, dass man für die Operation, die bereits die bloße die Aufrechterhaltung einer intakten Familien-Privatsphäre als weiblichen Widerstand klassifizierte, die Szenerie eines unausgesetzten und allgegenwärtigen NS-Terrors bemühen musste, eine historische Deutung des NS-Systems, die damals wissenschaftlich schon längst als integrationsfördernde Entlastungsstrategie der Nachkriegszeit erkannt worden war.¹

Zu einer vergleichbaren Annäherung an konservative Geschlechterrollenkonzepte führten auch jene Argumentationen, die deutschen, nicht-verfolgten Frauen eine der männlichen deutschen, nicht-verfolgten Bevölkerung vergleichbare Verantwortung für das NS-System und seine Verbrechen mit der Begründung absprachen, dass patriarchalische Systeme bekanntlich Frauen nicht nur unterdrückten, sondern sie auch "korrumpierten".² Doch wiederum erscheint

¹ Vgl. zur Entlastungsstrategie z. B. Lüdtke 1995.

² Vgl. z. B. Reese/Sachse in Gravenhorst/Tatschmurat ²1995, 105 f.: "Keineswegs wird davon ausgegangen, daß Frauen frei sind von Schuld, doch bindet sich das Ausmaß ihrer

hier "die Frau" als ohnmächtiges Wesen, und dies steht im Widerspruch zu den ursprünglichen Intentionen der Frauengeschichtsforschung, die nicht nur angetreten war, den Bann der inszenierten "weiblichen Geschichtslosigkeit" aufzuheben, sondern Frauen auch als aktive Handelnde zu zeigen.¹

Dieser inzwischen wohl seinerseits als historisch anzusehende Versuch der Indienstnahme der NS-Geschichte für den frauenpolitischen Kampf gegen patriarchale Denkmuster und Strukturen und für die Aufwertung "der Frau", wie dies in erheblichen Teilen der älteren NS-Frauenforschung sichtbar wurde, verweist auf ein grundsätzliches Problem von historischen Projekten, die sich im Interesse von politischen Positionen und Zielen sowie zur Stärkung der Gruppen-solidarität einer Geschichtspolitik bedienen und ausschließlich moralisch positiv zu bewertende Identitätsangebote produzieren wollen. Es ist politisch zwar nachvollziehbar, dass man, während nach wie vor Attacken von z. B. frauenfeindlicher Seite zu gewärtigen sind, keine Argumente für die gegnerische Seite liefern und Differenzierungen in der "Wir-Gruppe" vermeiden möchte. Doch muss ein solches politisches Programm des "weiblichen Geschichtsstolzes" und der Solidarität der Frauen qua Frau-Sein historisch wie ideologisch in unauflösbare Widersprüche führen. Geschichte kann glaubwürdig und sinnvoll nur um der Aufklärung vergangener Prozesse und ihrer Beziehung zur Gegenwart betrieben werden; wer Geschichte bemüht, muss auch die nötige Souveränität besitzen, das "negative Eigentum" der eigenen Tradition anzunehmen, - eine Norm, die freilich auch außerhalb der frauen-historischen wie auch anderer Emanzipationsdiskurse häufig missachtet wird.. Das Programm der Indienstnahme der Gruppengeschichte für die Gruppensolidarität aber führt, wenn die erforderlichen sozialen und anderen Differenzierungen vernachlässigt werden, nicht nur bei diesem Beispiel der NS-Frauenforschung ziemlich direkt in die Rekonstruktion von a-historischen "Wesenheiten", die gerade die historische Betrachtung als ideologische Konstrukte entlarven sollte.

Man könnte den Historikerinnen-Streit einerseits im Kontext von sich wandelnden Geschichtsbedürfnissen situieren, der auch außerhalb des frauenpolitischen und -historischen Diskurses seit den 90er Jahren in der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit bemerkt werden kann. Im fortschreitenden Übergang von einem kommunikativen zu einem kulturellen Gedächtnis² werden Themen gesellschaftlich annehmbar (auch wenn dies nicht ohne Streit und Auseinandersetzung sich vollzieht), die viele Jahrzehnte tabuiert werden mussten. Hinweise auf die Ausstellung zur Reichswehr und die Wahrnehmung von Kol-

Schuld an den Zugang zu Wissen, zu politischer Macht und gesellschaftlicher Einflussnahme." Dies müsste jedoch auch für Männer gelten.

¹ Vgl. z. B. Brockhaus in Gravenhorst/Tatschmurat ²1995.

² Diejenigen, die den Nationalsozialismus nicht mehr bewusst erlebt haben, bilden inzwischen die Mehrheit der Bevölkerung.

laboration in Ländern, die vom Deutschen Reich besetzt waren, sollen an dieser Stelle genügen. Andererseits aber verweist jener Streit vermutlich auch auf einen ideologischen Generationswechsel auf Seiten der beteiligten Frauen sowie innerhalb der Frauenbewegung, der sich wiederum auch in gewandelten "Geschichtsbedürfnissen" ausdrückt. Möglicherweise steht dies damit in Zusammenhang, dass Frauen sich heute doch vermehrt in verantwortungsvollen beruflichen Positionen befinden, was durchaus auch als Erfolg der Frauenbewegung zu verbuchen ist. Für diese Gewinnerinnen der Frauenbewegung mag die "Täterinnen"-Debatte beziehungsreicher erscheinen als das Lob des familienorientierten "Beziehungsarbeiterinnen"-Typs, der mit einem nicht-konkurrenzorientierten, fürsorglichen, harmoniebezogenen und insgesamt angeblich human überlegenen "weiblichen Sozialcharakter" ausgestattet ist.

Heute mutet die ältere NS-Frauengeschichtsforschung bisweilen wie eine intensive Beschwörung an, dass mit der Emanzipation der Frau auch eine Steigerung des humanen Fortschritts anzustreben sei, eine Hoffnung, die möglicherweise nur sehr eingeschränkt berechtigt ist. Wendet man sich soziologischen Untersuchungen von Einstellungen und politischen Handlungsweisen von Frauen der aktuellen rechtsextremen Szene zu, so kann dies auch im Hinblick auf den Historikerinnen-Streit in verschiedener Hinsicht aufschlussreich sein.¹ Beispielsweise hat man bei weiblichen Mitgliedern oder Anhängerinnen rechtsextremer Parteien (z. B. NPD, Republikaner) festgestellt, dass sie deren konservativen Geschlechterkonzepten (Betonung der Mutter- und Familienrolle der Frau) eher distanziert gegenüberstehen, mehr Gleichberechtigung in ihrem politischen Umfeld einfordern und insgesamt diese Parteien wegen anderer Programmpunkte (z. B. Ausländerpolitik) bevorzugen - gewissermaßen "trotz" deren Einstellung zu Familie und Frauen. Heute strebt die stark überwiegende Mehrheit aller jungen Mädchen und Frauen in Deutschland eine Berufstätigkeit an, die sie mit einer Familie zu verbinden wünschen.² Dass diese Einstellung inzwischen in das rechtsextreme Lager hineinreicht, zeigt, dass diese Kernidee von Gleichberechtigung und Selbstständigkeit nicht mehr zwingend mit den aufgeklärten und demokratischen Werten verbunden ist, denen sie ihren Ursprung verdankt. Sigrid Hunke, eine einflussreiche Publizistin der "Neuen Rechten" und Mitarbeiterin am Thule-Seminar in Tübingen, bekämpft mit Berufung auf de Beauvoir sogar die konservative geschlechtertheoretische Polaritätskonzeption, tritt für Abtreibung ein (während die meisten rechts-extremen Frauen diese nur für die

¹ Den Daten des Jugend-Surveys des Deutschen Jugendinstituts (DJI) von 1997 zufolge liegen bei rund 15 % der 16- bis 29-Jährigen rechtsextreme Einstellungspotenziale (in einem weiten Sinne) vor, wobei der prozentuale Anteil in den neuen Bundesländern als etwa doppelt so hoch wie in den alten Ländern angegeben wird. Das Verhältnis von Männern und Frauen beträgt im Westen wie im Osten durchschnittlich etwa 3 : 2. Vgl. Kleinert/de Rijke 2000, 189.

² Vgl. Frauen 1997, 39 f.

"minderwertigen" sozialen Gruppen bejahen) und fordert die Beteiligung der Männer im Haushalt und bei der Erziehung der Kinder.¹ Grundsätzlich aber kann sich das Beharren auf Gleichberechtigung in ihrem Umfeld bei heutigen rechtsextremistisch eingestellten Mädchen und Frauen aber auch mit Forderungen nach Aufwertung der Mutterrolle (selbstredend nur bei der deutschen, "gesunden" Frau) durch Erziehungsgeld, Wiedereinstiegsprogramme, Mütterlohn und das Familienwahlrecht (zusätzliche Elternstimmen für die Kinder) verbinden und zugleich höchst antifeministisch gerieren, indem man die Frauenbewegung diffamiert, das Ende des "Geschlechterkampfes" fordert und mit einem NS-Schlagwort zur "Emanzipation von der Emanzipation" aufruft.² Sieht man einmal von Hunke ab, so könnten Einstellungsmuster, die denen der heutigen rechtsextremen Frauen vergleichbar sind, partiell auch bei deutschen, nichtverfolgten Frauen im NS gegeben gewesen sein. Dabei mag es vergleichsweise unwichtig sein, ob das Bild, das man sich von der deutschen, nicht-verfolgten Frau in der NS-Diktatur macht, der vergangenen Realität gerecht wird, aber es sollten keinesfalls jene Mechanismen, die uns ggf. hindern, die vergangene Realität angemessen zu erfassen, die Wahrnehmung der gegenwärtigen Situation verstellen, in der die Zuordnung der Wertmuster in Bewegung geraten ist, auch im Bereich von Frauenemanzipation und "gender"-Debatte.

Untersuchungen bei rechtsextrem eingestellten deutschen Mädchen und Frauen zeigen des weiteren, dass diese nationalistische und rassistische Ideologeme trotz ihrer frauenabwertenden oder -beschränkenden Elemente insgesamt als Stuserhöhung wahrnehmen. Die geforderte Nachordnung hinter den Mann der eigenen Gruppe ist für sie weit weniger bedeutsam als der Statusgewinn, den sie aus der angeblichen Überlegenheit der eigenen Gruppe (deutsch, gesund) über andere soziale Gruppen beziehen, die sie wegen ihrer Hautfarbe, kulturellen Zugehörigkeit, Religion, Fremdnationalität, sexuellen Orientierung, Behinderung oder sozialen Desintegration als minderwertig und untergeordnet einstufen und deren Zugang zum Daseinsrecht in Deutschland wie zu ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital sie kontrollieren möchten. Das ihnen durch die Zufälligkeit der Geburt vermittelte "Deutschsein" genießen rechtsextremistische Frauen nicht selten als geburtsständisches Privileg, das ihnen niemals entzogen werden kann und somit hilft, soziale Orientierungsunsicherheit zu kompensieren.³ Vermutlich hat diese kompensatorische "Stuserhöhung" auf Kosten von wie immer definierten "Minderwertigen" auch für nicht wenige deutsche, nicht-verfolgte Frauen im NS-Regime eine gewisse Rolle gespielt und die patriarchalisch-frauenfeindlichen Züge kompensiert, sofern diese überhaupt ein Stein des Anstoßes gewesen sein sollten. So erweist sich erneut, dass es unzureichend ist,

¹ Vgl. Jung 2000, 38 ff.

² Vgl. Rommelspacher 2000, 208 ff.

³ Zur Statusunsicherheit vgl. Rommelspacher 2000, 200 f.

allein oder stark bevorzugt die emanzipations-feindliche Propaganda und Politik in den Blick zu nehmen. Vielmehr müssen auch Selbstaufwertungsangebote, die auf Kosten anderer sozialer Gruppen (Männer wie Frauen) gehen, hinzugefügt werden.

Sodann konnten Studien bezüglich rechtsextremer Denkmuster feststellen, dass rechtsextreme Mädchen und Frauen weniger als junge Männer politischer Gewalt, sozialer Diskriminierung oder einer expansiven Großmachtpolitik zustimmen. Dies stützt aber keineswegs die These eines human überlegenen "weiblichen Sozialcharakters", sondern hängt damit zusammen, dass die rechtsextremen Einstellungen von Frauen und Mädchen weniger auf die sog. "Große Politik" als vielmehr auf den Alltag mit seinen Normen und Werten geeicht sind. "So pochen [...] Frauen ungleich mehr auf Recht und Ordnung als Männer, wenn es um Fragen der alltäglichen Anpassung geht, [...] Ausgrenzungen in der konkreten Alltagspraxis finden die meiste Zustimmung bei den Frauen." (Romelspacher 2000, 202). Auf ihrem Terrain, der Sphäre des Alltagslebens, sind die Machtphantasien gegenüber "minderwertigen" Gruppen ebenso stark ausgeprägt wie die der Männer auf deren Gebiet: Den Mädchen und Frauen zufolge sollen Nicht-Deutsche und andere Gruppen etwa bei der Vergabe von Kindergartenplätzen, Erziehungsgeld oder Arbeitsplätzen ausgeschlossen werden. Grundsätzlich aber muss man sich sowohl im bezug auf die heutigen rechtsextremen Frauen wie auch die deutschen, nicht-verfolgten Frauen im NS-Regime fragen, was Behauptung oder Befund einer größeren Gewaltdistanz überhaupt bedeuten, wenn sich diese Frauen Männern anschließen, die offen und programmatisch für Gewalt eintreten. Distanz zu Gewalt verlangt m. E. auch Distanz zu denen, die sie propagieren und verüben.

Inwieweit die (größere) Distanz zu Gewalt (Gewaltbereitschaft und -anwendung) als verlässliche Einstellungsgröße bei Mädchen und Frauen anzusehen ist, kann man vermutlich erst unter Bedingungen einschätzen, in denen ein gewaltorientierter, aggressiver Habitus und die offene Gewaltanwendung bei jenen auch durch Männer akzeptiert sind. So war für nicht wenige KZ-Aufseherinnen eine Situationsinterpretation wichtig und "hilfreich", die die von ihnen geübte Grausamkeit und Gewalt unter die Norm einer vorbildlichen Pflichterfüllung stellte und sie als traditionelle weibliche Anpassung an von außen gegebene Erwartungen ausgab. Auf die Kühnheit des Gedankens, im typischen weiblichen Sozialverhalten ein human überlegenes Verhalten zu sehen, ohne in Erwägung zu ziehen, dass die Erziehung zu angepasstem und aggressionsgehemmtem Verhalten nach wie vor eine hochrangige Norm der Sozialisation von Mädchen darstellt, wurde bereits hingewiesen. So ist auch hinsichtlich der verminderten Gewalttendenz rechtsextremer Mädchen und Frauen hinzuzufügen, dass gerade die rechtsextremen Männer ein traditionell weibliche Verhalten von ihnen erwarten

und einfordern.¹ Doch es gibt bereits die Skingirlszone, die genau gegen diese Rollenzuweisung protestiert und beansprucht, sich gleichberechtigt und nicht nur als Zuschauerinnen und Bewunderinnen an Gewaltszenen zu beteiligen.²

Diese Ausführungen mögen hinreichend die Notwendigkeit belegt haben, im Umgang mit der Kategorie "gender" sorgfältig zu unterscheiden, ob man von Männern und Frauen im Sinne von "sex" spricht, also von TrägerInnen bestimmter Geschlechtsmerkmale, oder im Sinne von "gender". Die ältere NS-Frauenforschung und der deutsche Historikerinnenstreit haben gezeigt, wie das Bestreben nach einer optimalen historischen Gruppenidentität, die man einer herrschenden Misogynie entgegensetzen wollte, zusammen mit Ungenauigkeiten in der Unterscheidung von "Frau" im Hinblick auf "sex" oder "gender" (neben anderen Ungenauigkeiten) schließlich zur Re-Konstruktion eines "wesenhaften" Sozialcharakters führten, der gleichermaßen problematisch wurde - für die historische Forschung (Konzept des NS) wie auch für das Konzept einer emanzipierten weiblichen Identität. Was aber die Präsentation der Frauengeschichte in Lehrplänen, Schulbüchern und praxisanleitenden Modellen angeht, so kann man nun deutlich sehen, dass sie dem Konzept der älteren Frauengeschichtsforschung folgt - mit allen Vorzügen und Schwächen und ohne selbstreflexive Verortung in diesem Diskurs: Eine engagierte Variante der Frauengeschichte erscheint für die SchülerInnen als "die" Frauengeschichte, so dass sie die leitenden Konstruktionsprinzipien kaum bewusst erfassen können.

3 Geschichtsdidaktische Schlussfolgerungen für den Umgang mit der Kategorie "gender"

Geschichtsdidaktische Konzeptionen der Frauengeschichte kann man nur kritisieren, wenn sie vorhanden sind und umgesetzt werden, und dies ist hierzulande noch nicht sehr lange der Fall und auch nicht überall im europäischen Geschichtsunterricht gegeben (vgl. "le modèle républicain" in Frankreich). So ist der erreichte Zustand grundsätzlich zu begrüßen. Selbstverständlich aber sollte Frauengeschichte zukünftig verstärkt in eine Konzeption der "Geschlechtergeschichte" eingebunden werden, die sich den SchülerInnen deutlich als Teilbereich der Sozial- und Mentalitätsgeschichte zu erkennen gibt, so dass ihnen Frauengeschichte nicht mehr als schiefe Ergänzung einer "allgemeinen" Geschichte begegnet. Vermutlich wird noch längere Zeit eine Frauengeschichte im hier beschriebenen und kritisierten Sinne ihre Rolle im Geschichtsunterricht spielen, einerseits in Ermangelung besserer Alternativen und andererseits, weil

¹ Vgl. Rommelspacher 2000, 211.

² Vgl. Rommelspacher 2000, 211.

sie hohe Akzeptanz bei nicht wenigen GeschichtslehrerInnen findet. Dennoch kann und soll der Geschichtsunterricht im Umgang mit der Kategorie "gender" folgende Grundsätze beachtet werden.

(a) Die Thematisierung von Frauen- und Geschlechtergeschichte im Geschichtsunterricht sollte grundsätzlich nicht darauf verzichten, die SchülerInnen mit dem Wandel von Geschichte als Historie in Zusammenhang mit politischem und gesellschaftlichem Wandel bekannt zu machen. Immerhin sind Frauen- und Geschlechtergeschichte aus einem solchen entstanden. Auch die Probleme, die mit affirmativen Geschichtsversionen verbunden sind, die primär einer politischen Sache dienen wollen, können sehr gut am Beispiel der Frauengeschichte als einer Historie von Seiten engagierter Frauen gezeigt werden.

(b) Frauen- und Geschlechtergeschichte soll stets mit Informationen zur Quellen- und Tradierungsgeschichte verbunden werden, weil sonst die "Geschichtslosigkeit" der Frauen und niedriger sozialer Klassen als Teil von deren Geschichte nicht korrekt abgebildet werden kann.

(c) Die Thematisierung der Frauen- und Geschlechtergeschichte muss mit großer Sorgfalt den "natürlich"-biologischen ("sex") und den sozialgeschichtlichen Begriff ("gender") des Geschlechts unterscheiden und nachdrücklich betonen, dass die Geschlechterkonzepte sich nicht nur historisch verändert haben, sondern dass ihnen in unterschiedlichen Kontexten auch verschiedenes Gewicht zukommen kann.¹ So sollten die SchülerInnen etwa bei frauengeschichtlichen Themen stets bewusst und klar erkennen können, ob die jeweiligen Aussagen gültig sind: - *nur* für Frauen (und nicht auch für Männer oder bestimmte soziale Gruppen insgesamt), - *auch* für Frauen (wie auch für Männer - insgesamt oder partiell - sowie für bestimmte soziale Gruppen insgesamt), - für Frauen in *spezifischer Weise* (ähnlich wie für Männer oder andere soziale Gruppen, jedoch mit frauenspezifischer Akzentuierung) oder - für *alle* Frauen in gleicher oder ähnlicher Weise. Dies bedeutet, dass man die Kategorie "gender" stets mit anderen sozialgeschichtlichen Ordnungsfaktoren (z. B. Klasse bzw. Schicht, ethnische Zugehörigkeit) korrelieren und dabei in ihrem jeweiligen Gewicht im Vergleich zu anderen sozialen Unterschieden differenziert zu bestimmen versuchen sollte. Gerade in diesen komplexen und komplizierten Verknüpfungs- und Relationierungsanstrebungen liegen außer-ordentlich wichtige historische und soziale Lernmöglichkeiten.

(d) Grundsätzlich muss man sich bei der Auseinandersetzung mit Frauen- bzw. Geschlechtergeschichte im (Geschichts-)Unterricht darüber im Klaren sein, welchen welchen Status man der Kategorie "gender" als Analyse-Kategorie zu-

¹ Vgl. Kocka 1983, 329: "Wie wichtig 1850-1900 der Mann-Frau-Unterschied für Situation, Leben, Erfahrungen, Bewusstsein, kollektives Verhalten etc. der Menschen in Deutschland war, kann man empirisch nur untersuchen, wenn man mit untersucht, wie prägend der Unterschied für Situation, Leben, Erfahrungen, Bewusstsein, kollektives Verhalten etc. war."

weist.¹ Entgegen einigen feministischen Positionen gibt es viele Gründe der Position von Joan W. Scott zu folgen, die sich als Historikerin sehr mit der Vielschichtigkeit des "gender"-Begriffs im Hinblick auf die Geschichtswissenschaft auseinandergesetzt hat. Folgt man ihren Analysen und theoretischen Reflexionen so eignet sich der "gender"-Begriff kaum als *zentrale* erkenntnisleitende Kategorie für die historische Betrachtung, doch sollte er überall dort zur Analyse von Machtverhältnissen eingesetzt werden, wo Beziehungen und Verhältnisse mit den Begriffen "männlich" und "weiblich" beschrieben werden.

(e) Zudem müssen im Lernprozess die persönlichen Auffassungen der TeilnehmerInnen in der Frage thematisiert werden, was biologische Differenz und was kulturelle Unterschiede seien, da auf diesem Gebiet erwartungsgemäß nicht nur auf Seiten der SchülerInnen, sehr unterschiedliche Auffassungen herrschen und unbenannt in der Auseinandersetzung "umherspuken". Foucault beispielsweise kam aufgrund seiner historisch-systematischen Analysen zur Auffassung, dass der biologische Geschlechtsunterschied ("sex") an sich bedeutungslos sei; gesellschaftlich und damit historisch relevant werde er allein als Schauplatz eines Kampfes um Bedeutungszuschreibungen und Machtverhältnisse.² Demzufolge kann der biologische Unterschied nicht nur sehr unterschiedlich interpretiert werden, sondern ihm kann auch in unterschiedlichen Gesellschaften verschieden große Bedeutung als "Lieferant" von Differenzpostulaten zugeschrieben werden. Nach Foucault erzeugt nicht der biologische Geschlechtsunterschied Differenz, sondern die gesellschaftliche Produktion von Differenzen, aus denen sich Machtverhältnisse ergeben, bedient sich unter anderem auch des biologischen Unterschiedes.

Da diese Ansicht wird vermutlich nicht allgemein geteilt werden wird, erscheint es auch im Geschichtsunterricht dringend erforderlich, die grundlegenden "gender"-Konzepte zu klären: So wird zum einen - vor allem auch in der älteren Frauenbewegung - das *Gleichheitspostulat* vertreten, das neben den biologischen und psychophysischen Unterschieden der Geschlechter keine nennenswerten Differenzen als nicht kulturell-sozial vermittelt und damit als invariant ansieht. Das *Differenzpostulat* behauptet dagegen eine weit über die biologischen Tatsachen hinausreichende Differenz zwischen weiblichen und männlichen Menschen. In ihrer feministischen Variante (es gibt auch zahlreiche konservative) gehen die Bestrebungen dahin, das spezifisch "Weibliche" nicht nur

¹ Vgl. zur vorherrschenden feministischen Position z. B. Reese/Sachse in Gravenhorst/Tatschmurat ²1995, 105: "Der Blick [...] auf das Geschlecht [...] dient als unabdingbare erkenntnisleitende Kategorie zur Analyse gesellschaftlicher und politischer Machtverhältnisse, die geschlechtliche Unterdrückung zur Voraussetzung haben und diese erneut befestigen." Die problematische Seite dieser Definition besteht jeweils in der vorgängigen Bestimmung, inwieweit bestimmte Machtverhältnisse primär als Ausdruck geschlechtlicher Unterdrückung anzusehen seien.

² Vgl. Foucault 1977.

von jedem misogynen Odium zu befreien, sondern als eigenen Wert zu begründen. Z. B. sei die "Weiblichkeit" der "friedfertigen Frau" (Mitscherlich 1985) dazu berufen, nicht nur das Patriarchat abzulösen, sondern humanen Fortschritt zu bewirken. Das weit verbreitete *Ergänzungspostulat* wiederum stellt eine konservative Variante des Differenzpostulats dar, indem es die "wesensmäßig" gegebenen "natürlichen" Unterschiede als arbeitsteilige interpretiert und als gleich wertvoll einstuft. Diesem Muster folgte unter anderem auch die Geschlechterordnung in "Mein Kampf" (1925/27). Die Auseinandersetzung mit diesen Konzepten kann die SchülerInnen in der Wahrnehmung unterstützen, dass die Forderung nach Gleichberechtigung der Frauen höchst verschiedene Inhalte haben kann.

(f) Bei der Frauen- und Geschlechtergeschichte sollten die SchülerInnen auch dem wichtigen Problem begegnen, dass man Vergangenheit notgedrungen in der Sprache der Gegenwart mit ihren spezifischen Bedeutungsfeldern beschreiben muss, in denen sich gegenwärtige Erfahrungen wie auch historische Traditionen spiegeln. Wir können heute, wenn wir von Männern und Frauen und von "männlich" und "weiblich" in Bezug auf vergangene Gesellschaften reden, kaum eine ideologische Tradition (seit dem späten 18. Jahrhundert) abstreifen, die der "natürlichen" Geschlechterdifferenz eine sehr hohe Bedeutung beigemessen hat.¹ Dies wird nicht zuletzt darin sichtbar, dass die Opposition "männlich" vs. "weiblich" in vielen Diskursen als Metapher bzw. Analogie präsent ist, denen es nicht um Männer und Frauen, sondern um die Struktur einer "natürlichen" und damit unveränderlichen und unausweichlichen Bi-Polarität geht. In "Mein Kampf" (1925/27) beispielsweise konzipierte Hitler das politische Verhältnis von "Führer" und "Masse" als erotisches Verhältnis zwischen einer begehrenden Frau und einem dominanten Mann und ordnete damit die deutschen Männer insgesamt dem femininen Pol zu.² Es wurde verschiedentlich vermutet, dass die starke Betonung soldatischer Maskulinität auch als ideologische Kompensation dieser Konstruktion zu verstehen sei.³

Im Interesse der konzeptuellen Klarheit muss der Geschichtsunterricht auch bei der Geschlechtergeschichte auf höchste begriffliche Genauigkeit achten. So sind die Abstrakta "die Frau" und "der Mann" jenseits der biologischen Katego-

¹ Vgl. z. B. Bovenschen⁶1990, Frevert in Frevert 1995.

² Vgl. z. B. Hitler, Adolf: Mein Kampf. Zwei Bände in einem Band [Bd. 1:1925, Bd. 2: 1927], München 1942, 44: "Gleich dem Weibe, dessen Empfinden weniger durch Gründe abstrakter Vernunft bestimmt wird als durch solche einer undefinierbaren gefühlsmäßigen Sehnsucht nach ergänzender Kraft, und das sich deshalb lieber dem Starken beugt als den Schwächling beherrscht, liebt auch die Masse mehr den Herrscher als den Bittenden und fühlt sich im Inneren mehr befriedigt durch eine Lehre, die keine andere neben sich duldet, als durch die Genehmigung liberaler Freiheit; sie weiß mit ihr auch meist nur wenig anzufangen und fühlt sich sogar leicht verlassen." - Vgl. z. B. auch S. 190, 201, 371 f.

³ Vgl. z. B. Weltzer 1993.

rie gänzlich zu vermeiden und die Rede von "Frauen" und "Männern" mit sozialen Kategorien zu präzisieren. Besondere Vorsicht sollte bezüglich des Gebrauchs der Adjektive "weiblich" und "männlich" walten. Häufig suggerieren sie geschlechtsspezifische "Wesenseigenheiten", wo es sich um soziale Tatsachen handelt. Das "weibliche Schreiben" meint etwas anderes als "das literarische Schaffen von Frauen", der Begriff "weibliche Wählerschaft" ist korrekt, während "weibliches Wahlverhalten" bereits missverständlich erscheint. Wenn der Geschichtsunterricht undifferenziert von "der Frau" oder "den Frauen" spricht und die vielfältigen Unterschiede unter und zwischen Frauen und Männern vernachlässigt, riskiert er nicht nur historische, sondern auch ideologische Missverständnisse. Er definiert damit Frauen implizit über ihr Geschlecht (binär) statt über die soziale Geschichte, die Menschen widerfuhr, die weiblichen Geschlechts waren. Er lässt unfreiwillig die biologistischen bzw. sexistischen binären Geschlechterkonzepte, die eine geschlechtsspezifische "Natur" *des* Mannes und *der* Frau behaupten, anklingen und bewegt sich somit gerade auf jene Ideologien zu, die den Ausschluss der Frauen vom Zugang z. B. zu Macht, Bildung oder öffentlicher Wirksamkeit legitimieren sollten. Wie der Historikerinnen-Streit zeigte, ist auch der feministische Diskurs teilweise zum Konzept eines feststehenden "weiblichen Sozialcharakters" zurückgekehrt, weil er zwischen den sozialen Lagen, in denen Frauen sich befanden, und den Frauen im biologischem Sinne nicht hinreichend differenzierte.¹

(g) Der Geschichtsunterricht muss der Gefahr einer doppelgleisigen Argumentation bannen, die man z. B. bei der älteren NS-Frauenforschung finden kann. Es geht nicht an, einerseits den Ausschluss von Frauen von Machtpositionen zu kritisieren und andererseits den Frauen eine human überlegene Distanz zu diesen Positionen und den ihnen zugeordneten Verhaltensweisen zuzuschreiben.

(h) Auch ist bei der Auseinandersetzung mit Frauen- und Geschlechtergeschichte im Unterricht zu berücksichtigen, dass die heutigen Jugendlichen möglicherweise mit der klassischen affirmativen Frauengeschichte nach dem Muster "Heldin"/"Opfer" und mit den typischen moralischen Urteilstendenzen nicht mehr so gut zu erreichen sind, wie das der Fall war, als dieses Thema noch neu und "kritisch" war. Jenes Darstellungsmuster ist zur Konvention geworden, und das bedeutet nicht selten, dass die Reflexionstiefe verloren geht. Nicht zuletzt im Anschluss an den Historikerinnen-Streit ist zu prüfen, ob nicht eine "kritische" Frauengeschichte, die keineswegs eine frauenfeindliche sein muss und darf, den geschichtsdidaktischen Intentionen besser entspricht.

(i) Die Anforderungen, die das historische Lernen und Denken an die SchülerInnen stellt, sind sehr hoch, weil bereits die Verknüpfung der drei Zeitebenen der Vergangenheitsdeutung, Gegenwartswahrnehmung und Zukunftserwartung

¹ Vgl. z. B. Osinski 1998, 125-137, Becher 1992 oder Brockhaus ²1995.

eine schwierige Aufgabe darstellt. Doch immer kommt eine Komplexion verschiedener sozialer Faktoren hinzu. Frauen- und Geschlechtergeschichte darf nun gerade nicht mit einer Komplexitätsreduktion arbeiten, weil diese bei der biologisch-sozialgeschichtlichen Doppelung der Begriffe "Mann" und "Frau" irreführend werden muss. In dieser Situation erscheint es überaus wichtig, den SchülerInnen eine angemessene Heuristik zu vermitteln, die sie genau nachfragen lässt, welche Frauen und Männer jeweils gemeint seien, wie sich vergleichsweise die Situation des anderen Geschlechts in unterschiedlichen Soziallagen darstellte, wie wichtig der Geschlechterunterschied in bestimmten Zusammenhängen im Vergleich zu anderen Differenzen gewesen sein könnte und wie sich Ideologie und erlebte Realität zueinander verhielten. Sollten die SchülerInnen sich dies als Habitus aneignen, dann haben sie nicht nur Frauen- und Geschlechtergeschichte auf der Sachebene kennen gelernt, sondern auch ihre historische Kompetenz geschult. Darüber hinaus, so darf man hoffen, haben sie auch ein Instrumentarium erworben, das ihnen helfen wird, geschlechtsspezifische Stereotype kritisch zu befragen, auf geschlechterdiskriminierende Argumente und frauenfeindliche Angriffe kompetent zu antworten und darüber hinaus in der verwirrenden Geschlechter-Debatte eine subjektiv authentische und zugleich reflektierte Position zu finden, die über rein konventionelle und damit im Konfliktfall sehr brüchige Einstellungen hinausreicht.

Literaturverzeichnis

- Becher, Ursula J.: Was kann Frauengeschichte heißen? Konzeptionelle Umriss einer historischen Frauenforschung, in: Niemetz, Gerold (Hg.): Vernachlässigte Fragen der Geschichtsdidaktik, Hannover 1992, 59-73.
- Bitzan, Renate (Hg.): Selbstbilder rechter Frauen. Zwischen Antisexismus und völkischem Denken, Tübingen 2000.
- Bock, Gisela: Historische Frauenforschung. Fragestellungen und Perspektiven, in: Hausen, Karin (Hg.): Frauen suchen ihre Geschichte, München 1983, 18-42.
- Bock, Gisela: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und zur Frauenpolitik, Opladen 1986.
- Bock Gisela: Die Frauen und der Nationalsozialismus. Bemerkungen zu einem Buch von Claudia Koonz, in: Geschichte und Gesellschaft 15 (1989), 563-579.
- Bock, Gisela: Ein Historikerinnenstreit?, in: Geschichte und Gesellschaft 18 (1992), 400-404
- Bock, Gisela: Ganz normale Frauen, in: Heinsohn u. a. 1997, 245-277.
- Borries, Bodo von: Forschen und Lernen an Frauengeschichte, in: Joeres, Ruth-E./Kuhn, Annette (Hg.): Frauen in der Geschichte VI, Düsseldorf 1985, 49-91.
- Borries, Bodo von: Frauengeschichte - Mode, Sekte, Wende?, in: Friedrich Jahresheft 7: Feminin - Maskulin, Konventionen, Kontroversen, Korrespondenzen 1989, 76-82.
- Borries, Bodo von: Noch einmal: Frauengeschichte und Kindheitsgeschichte im Unterricht - Von der Schwierigkeit, Vernünftiges und Humanes durchzusetzen, in: Stüssmuth, Hans (Hg.):

- Geschichtsunterricht im vereinten Deutschland. Auf der Suche nach Neuorientierung, Teil II, Baden-Baden 1991, 186-205.
- Borries, Bodo von: Das Geschichtsbewußtsein Jugendlicher, Weinheim, München 1995.
- Bovenschen, Silvia: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, 6. A., Frankfurt a. M. 1990.
- Brockhaus, Gudrun: Opfer, Täterin, Mitbeteiligte. Zur Diskussion um die Rolle der Frauen im Nationalsozialismus, in: Gravenhorst, Lerke/Tatschmurat, Carmen (Hg.): Töchterfragen. NS-FrauenGeschichte [1990], 2. A., Freiburg 1995, 107-126.
- Buber-Neumann, Margarete: Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Eine Welt im Dunkel, Stuttgart 1958.
- Dörr, Margarete: "Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...". Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und danach, 3 Bdd., Frankfurt/M., New York 1998.
- Ebbinghaus, Angelika (Hg.): Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus, Nördlingen 1987 (2., überarb. A., 1997).
- Elling, Hanna: Frauen im deutschen Widerstand. 1933-1945, Frankfurt a. M. 1978.
- Eschebach, Insa/Kootz, Johanna (Hg.): Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, Berlin 1997.
- Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a. M. 1977.
- Frauen in der Geschichte. Grundlagen - Anregungen - Materialien für den Unterricht, Tübingen 1993 (Dt. Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen).
- Frauen in Deutschland. Auf dem Weg zur Gleichberechtigung. Informationen zur politischen Bildung 254, hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1997.
- Frevert, Ute: "Mann und Weib und Weib und Mann". Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, darin: Ute Frevert: Geschlecht - männlich/weiblich. Zur Geschichte der Begriffe (1730-1990), 13-60.
- Gravenhorst, Lerke/Tatschmurat, Carmen (Hg.): Töchterfragen. NS-FrauenGeschichte, 2. A., Freiburg 1995.
- Gravenhorst, Lerke: Moral und Geschlecht. Die Aneignung der NS-Erbschaft. Ein soziologischer Beitrag zu Selbstverständigungen vor allem in Deutschland, Freiburg/Br. 1997.
- Hagemann-White, Carol: Sozialisation: weiblich - männlich, Opladen 1984.
- Haug, Frigga: Opfer oder Täter, in: Argument. Studienhefte 46, Berlin (West) 1981, 4-12.
- Heinsohn, Kirsten/Vogel, Barbara/Weckel, Ulrike (Hg.): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland, Frankfurt/Main 1997.
- Heyne, Claudia: Täterinnen im Dritten Reich, in: Heyne Claudia: Täterinnen. Offene und versteckte Aggressionen von Frauen, Zürich 1993.
- Jeismann, Karl-Ernst: Geschichte und Bildung. Beiträge zur Geschichtsdidaktik und zur historischen Bildungsforschung, Paderborn u. a. 2000.
- Jung, Anne: Faschistische Feministinnen - ein Widerspruch? in: Bitzan, Renate (Hg.): Selbstbilder rechter Frauen. Zwischen Antisexismus und völkischem Denken, Tübingen 2000, 27-42.
- Klein, Catrin: Der Lebensborn e. V. Annäherungen an ein vernachlässigtes Thema des Geschichtsunterrichts, Weingarten 2001 (Wissenschaftliche Hausarbeit LA RS, Ms., 160 S.).
- Kleinert, Corinna/De Rijke, Johann: Rechtsextreme Orientierungen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen, in: Schubarth, Wilfried/Stöss, Richard (Hg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz, Bonn 2000, 167-198.
- Knigge-Tesche, Renate (Red.): Frauen im Nationalsozialismus. Wiesbaden 1994 [enth. u. a.:
- Kuhn, Annette: Die Täterschaft deutscher Frauen im NS-System].

- Kocka, Jürgen (Hg.): Klasse und Geschlecht, Zeitschrift "Geschichte und Gesellschaft", 18 (1992).
- Koonz, Claudia: Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich, Reinbek 1994. (Mothers in Fatherland. Women, the family and Nazi politics, New York 1987).
- Kuhn, Annette/Rothe, Valentine: Frauen im deutschen Faschismus, Bd. 1, Düsseldorf 1982.
- Kuhn, Annette: Das Geschlecht - eine historische Kategorie?, in: Bremer, Ilse u. a. (Hg.): Frauen in der Geschichte IV. "Wissen heißt leben ...". Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, Düsseldorf 1983, 29-50.
- Kuhn, Annette: Frauengeschichte im Geschichtsunterricht - Unterrichtsbeobachtungen und didaktische Reflexionen, in: Neue Beiträge zur Geschichtsdidaktik, hg. v. H. G. Kirchhoff, Bd. 11, Bochum 1986, 231-239.
- Kuhn Annette: Frauengeschichte im Unterricht - Ein integrativer Ansatz, in: Süßmuth, Hans (Hg.): Geschichtsunterricht im vereinten Deutschland. Auf der Suche nach Neuorientierung, Teil II, Baden-Baden 1991, 206-215.
- Kuhn, Annette (Hg.): Frauenleben im NS-Alltag. Bonner Studien zur Frauengeschichte, Bd. 2, Pfaffenweiler 1994.
- Kuhn, Annette: Frauen und Geschlechtergeschichte, in: Bergmann, K. u. a. (Hg.): Handbuch Geschichtsdidaktik, 5., überarb. A., Seelze-Velber, 1997, 218-226.
- Lüdtke, Alf: Die Praxis von Herrschaft: Zur Analyse von Hinnehmen und Mitmachen im deutschen Faschismus, Münster 1995, in: Berlekamp, Brigitte/Röhr, Werner (Hg.): Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus, Münster 1995, 226-245.
- Mamozai, Martha: Komplizinnen, Reinbek 1990.
- Mendel, Annetkatrein: Zwangsarbeit im Kinderzimmer. "Ostarbeiterinnen" in deutschen Familien von 1933 bis 1945. Gespräche mit Polinnen und Deutschen, Frankfurt 1994.
- Mitscherlich, Margarete: Die friedfertige Frau, Frankfurt a. M. 1985.
- Mitscherlich, Margarete: Die Zukunft ist weiblich, Zürich 1987.
- Müller-Münch, Ingrid: Die Frauen von Majdanek. Vom zerstörten Leben der Opfer und der Mörderinnen, Reinbek 1982.
- Nagel, Ortrud: Ein frauengeschichtlicher Ansatz im Rahmen des traditionellen Lehrplanes. Johanna Schopenhauer – Einblicke in Leben und Denken einer bürgerlichen Frau um 1800, in: Niemetz, Gerold (Hg.): Vernachlässigte Fragen der Geschichtsdidaktik, Hannover 1992, 179-192.
- Osinski, Jutta: Einführung in die feministische Literaturwissenschaft, Berlin 1998.
- Owings, Alice: Eine andere Erinnerung. Frauen erzählen von ihrem Leben im Dritten Reich, Berlin 1999.
- Pelinka, Anton: Männlich, männlicher, (neo)nazistisch. Organisierter Rechtsextremismus und Männerbündelei, in: Mecklenburg, Jens (Hg.): Handbuch Deutscher Rechtsextremismus, Berlin 1996, 733-742.
- Pfahl-Traughber, Armin: Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, München 1999.
- Reese, Dagmar/Sachse, Cordula: Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Eine Bilanz, in: Gravenhorst/Tatschmurat 1990, 73-106.
- Riley, Denise: „Am I that name?“. Feminism and the Category of „Woman“ in History, Minneapolis 1988.
- Rommelspacher, Birgit: Das Geschlechterverhältnis im Rechtsextremismus, in: Schubarth, Wilfried/Stöss, Richard (Hg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz, Bonn 2000, 199-219.

- Saldern, Adelheid von: Opfer oder (Mit-)Täterinnen? Kontroversen über die Rolle der Frau im NS-Staat, in: WI (= Sozialwissenschaftliche Informationen) 20 (1991), H. 2, 97-103.
- Schissler, Hanna (Hg.): Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt a. M. 1993.
- Schmatzler, Uta Cornelia: Verstrickung, Mitverantwortung und Täterschaft im Nationalsozialismus. Eine Untersuchung zum Verhältnis von weiblichem Alltag und faschistischem Staat, Kiel 1994.
- Schmidt, Dorothea: Die peinlichen Verwandtschaften - Frauenforschung zum Nationalsozialismus, in: Gerstenberger, Heide/Schmidt, Dorothea (Hg.): Normalität oder Normalisierung? Faschismusanalyse und Geschichtswerkstätten, Münster 1987, 50-65.
- Schubarth, Wilfried/Stöss, Richard (Hg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz, Bonn 2000 (Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe, Bd. 368).
- Schubert, Helga: Judasfrauen. Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im Dritten Reich, Frankfurt 1990.
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a. M. 1993.
- Schwarz, Gudrun: Verdrängte Täterinnen. Frauen im Apparat der SS (1939-1945), in: Wobbe, Therese (Hg.): Nach Osten. Verdeckte Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt a. M. 1992, 197-237.
- Schweiger, Brigitte: "Ich bitte um baldige Arisierung der Wohnung ..." Zur Funktion von Frauen im bürokratischen NS-System der Verfolgung, in: Wobbe, Therese (Hg.): Nach Osten. Verdeckte Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt a. M. 1992, 175-196.
- Scott, Joan Wallach: Gender and the politics of history, New York 1988.
- Szepansky, Gerda: Frauen leisten Widerstand 1933-1945, Frankfurt/M. 1983.
- Thürmer-Rohr, Christina: Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin 1987.
- Wagner, Leonie: Nationalsozialistische Frauenansichten. Vorstellungen von Weiblichkeit und Politik führender Frauen im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 1996.
- Windaus-Walser, Karin: Gnade der weiblichen Geburt? Zum Umgang der Frauenforschung mit Nationalsozialismus und Antisemitismus, in: Feministische Studien 6 (1988), H. 1, 50-65.
- Weltzer, Harald (Hg.): Nationalsozialismus und Moderne, Tübingen 1993.